Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 11 (1870)

Artikel: Was Einer auf einer Reise lehren und dabei denken kann
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007820

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was Einer auf einer Reise sehen und dabei denken kann.

An die, wo's lesen.

Kommt eben zu meinem Schrecken Einer und meint, man sollte doch bald wieder etwas am Kalender machen; der „hinkende Bot" sei auch schon auf dem Weg und der Wyler-Märcht sei immediat wieder vor der Thüre; die Leut' klagen sonst immer, unser Kalender komme allemal zu spät; und es sei gar Mancher und Manche, sie möchten jetzt schon gerne wissen, ob über's Jahr die Faßnacht kurz oder lang sei, und was es etwa für Wetter gebe auf die Hochzeitreis' und was für Sonnen- und Mondsfinsternisse." Ich gab ihm gute Vertrostung und schaute langweilig in die Welt hinaus, ob nichts für den Kalender auszukundschaften sei. Jetzt fiel mein Blick auf einen Blumenstock, schön und lieblich anzusehen. Und ein emsiges Bienelein mit seinen wachsgelben Ueberstrümpfen eilte von Blume zu Blume und holte sich Zeug und Sachen zu seinem süßen Honig heraus oder zu seinem Wachs, damit es diene zum hl. Opfer auf dem Altar des Allerhöchsten und dem Christen in Freud' und Leid und in der letzten Noth. Und nachdem es überall sich umgesehen, flog es wieder weiter, um sein Geschäft bei einem andern Blumenstock von vornen anzufangen und dann schwer beladen und froh über seinen guten Fang heimzuziehen zu seiner guten Königin und seinen getreuen lieben Bundesgenossen. Das gute Thierlein war noch nicht lange fort, da kam eine garstige Spinne und stieg mit ihren dünnen langen Beinen auch auf eine Blume und spekulierte mit ihren vielen häßlichen Augen Alles aus und sammelte recht heißhungrig, was sie eben liebt, den giftigen Saft, der in der Blume war. — Da denk' ich bei mir selber: Wie so eine Blume da, so ist die weite Welt. Sie bietet uns wohl vielen süßen Honig dar, aber auch viel böses Gift; und es kommt nur darauf an, ob wir Bienen seien oder Spinnen. Mag Einer hinkommen, wo Er will, so trifft er Gutes und Böses an, brave und schlechte Menschen, Leute voll Glauben und Frömmigkeit, wieder Andere die sich großthun mit ihrem Unglauben und ihren schlechten Sitten. Ueberall sind etwa andere Gebräuche und Gewohnheiten, bald beßere, bald schlechtere als daheim; da kann Einer allerhand Reden hören und Gespräche, nutzbare und schadhafte, wie's eben daheim auch ist und an allen Orten. Da sollte man's eben machen, wie die Bienen und nur das Gute und Nützliche mit sich heimnehmen und das Böse bleiben lassen. Aber da giebt es eben Viele, wenn sie einmal in die Welt hinauskommen, so machen sie's akurat wie die Spinnen und saugen nur das Gift auf, nehmen nur das Böse an, schädliche Gewohnheiten, unchristliche Meinungen und Ansichten, fremde Unsitten und Gebräuche, nichtsnutzige Moden, wüste Reden, ausländische Fluchwörter und bringen den ganzen Kram heim, als hätte man daheim dergleichen nicht mehr als genug. Da kommt manchmal Einer heim, der etwa im Schwabenland draußen gewesen oder im Züribiet oder im Elsaß unten und redt wüst über Glauben und Religion und sonst noch und meint, er sei jetzt gar weit in der Welt herumgekommen und hab' jetzt auch gesehen, was etwa Brauch und Ordnung sei; da draußen müße man nicht immer das „Bäti" in den Händen haben und alle Jahre beichten und es gäb's auch; Beten und Beichten mache nicht feiß und in der Kirche gäb's nichts zu verdienen. — Und sitzt so Einer in's Wirthshaus, so kramt er aus, was er gesehen und gehört und lügt dazu, bis es genug ist. Und viel Leut' haben Freud' an seinem Erzählen

und zahlen ihm eine Halbe und beim Abschied drücken sie ihm die Hand; und er soll einmal an einem Abend zu ihnen kommen, sie wollen dann um eine „Nidlen“ spielen oder ein paar Räst' tanzen; der Großvater höre sonst nichts lieber, als wenn Einer aus der Fremde erzähle.

Solche und dergleichen Gedanken sind mir durch den Kopf gefahren von wegen der Biene und der Spinne auf den Blumen. Und da ist mir denn meine letzte Reise nach Deutschland in den Sinn gekommen und hab' gedacht, so für einen Abend wüßte ich auch etwas zu erzählen und nicht nur Schlimmes und Schlechtes, sondern auch was männiglich zu Nutz und Frommen sein könnte und was man dabei zu denken bekomme, wenn man will. Und weil ich eben nicht in jedes Haus gehen könne, wo etwa ein Großvater oder anderes Volk Solches gerne hört, so woll' ich's gerade in den Kalender thun und dann könne es der Götti dem Großvater vorlesen und dem Weibervolk beim Spinnen. So bleib's dabei; wir fahren gleich von Luzern ab, natürlich

Auf der Eisenbahn.

So ein Eisenbahnzug mit all dem vielen Volk, das da ein — und aussteigt, kommt mir allemal vor, wie eine Welt im Kleinen. Wie in der Welt die Leut' einander nicht verstehen von wegen der Sprache und sonst, so ist's auch auf der Eisenbahn. Da redt Einer deutsch, der Andere französisch, dort Einer wälsch, wieder Einer englisch und da zwei Geistliche lateinisch und was noch wunderbarer ist, dort zwei Weiber — gar nichts. Dann findet man auf der Eisenbahn auch alle möglichen Stände vom einfachsten Dorfmauser bis zum Schultheiß hinauf und noch höher. Da merkt man's z. B. Einem von weitem an, daß er etwas Gemeindeammann's ist, dort der Andere ein Professor; einem Dritten luogt der Leutenant, einem Vierten der Oberschreiber überall heraus. Hier steigt Einer ein, der ist gewiß ein Doktor, die Andern sind Studenten und der hinter ihnen ein Bierbrauer. Die vier, wo jetzt aussteigen, sind fahrende Musikanten, die Andern etwas Kommedianten und der Letzte ein geheimer Polizeidiener. Der kurze Dicke dort, der eben ganz gemüthlich eine Wurst vertilgt, ist Einer, der aus den Renten lebt, der neben ihm ist sicher ein Schneider; der Vordere handelt in Lebensessenz, Wanzentod und Universal-Streichriemen, Alles eigenes Fabrkat, spottbillig und garantiert; der neben ihm mit den gewaltigen Schnäutzen ist ein eidgenössischer Stabsoffizier. Daß der dort mit dem großen rothen Backenbart und den Hut wohl hinten am Kopf ein Engländer ist und die vor ihm zwei Handelsreisende, das braucht man nicht einmal zu sagen und ebensowenig, daß von den andern Zweien Einer ein Roßhändler und Einer ein Elsäßerjud ist. Man kann sich allweg auch recht gewaltig trompieren. So hab' ich einmal diesen Sommer auf der Eisenbahn Einen ganz sicher für einen Juden gehalten und da war's Austrags des Handels ein – Regierungsrath, ich meine aus dem Kanton Thurgau. Ein anderesmal hab' ich Einen für einen todtehrlichen Mann angesehen, der sicher vor seinem Absterben ein Stiftjahrzeit mache und den Vätern Kapuzinern ein Schönes für heilige Messen schenke und dem Papst einen Peters-Pfennig; und endgültig war's der bekannte Klosterstürmer Augustin Keller aus dem Aargau. Daß man manchesmal meint, man habe einen soliden, braven Mann an den Händen und s'ist am Ende nur ein Lump, das war schon so, eh' man auf der Eisenbahn gefahren ist. Fast noch mehr, als beim Mannenvolk, kann sich einer trügen an der Damenwelt, nämlich auf der Eisenbahn. Da meinst du eine reiche vornehme Tochter aus der Stadt vor dir zu haben und ihr Vater sitze sicher in G'richt und Rath; und wann du fragst, wer sie sei, so ist sie das Kind eines Vergeldstagten im nächsten Dörfli. Oder du wettest darauf, diese dort, wo sich da spreizt und verthut, habe wenigstens 20 Tausende und

der Vater ist ein blutarmer Schluker und der Krämer hat ihn gepfändet wegen dem seidenen Kleid, wo sie an hat. Wiederum glaubst du in einer Andern die Liebe und Güte selber zu sehen, einen leibhaftigen Engel und daheim pantoffelt sie ihren Mann, daß es ein Grausen ist. Freilich will das Weibervolk behaupten, es fahren hie und da auch Männer auf der Eisenbahn, von denen man sagen könne: Gassenengel — Hausbengel. So kann man sich eben auf der Eisenbahn gewaltig trügen und trügt sich Mancher und Manche zu Stadt und Land, in jedem Dorf und Flecken, auch da, wo's keine Eisenbahnen gibt. — Jetzt wenn man allemal wüßte die Geschäfte und Geschicke von Allen so mit uns auf der Eisenbahn fahren, so hätte man da wieder die Welt im Kleinen vor sich, mit ihren Freuden und Leiden von ihrer guten und bösen Seite. Da sitzt auf dem hintersten Bank ein armes Bürschlein. Wo will etwa der Junge hin mit seinem Gepäck in einem Schnupftuch? Er hat weder Vater noch Mutter mehr und keinen zeitlichen Batzen ererbt und muß hinaus in die weite Welt, um sein Brod im sauern Schweiß zu verdienen. Aber er hat ein froh und heiter Gemüth, ein gutes Gewissen. Der neben ihm hat ein schönes Vermögen gehabt und hat in wenigen Jahren sauber damit abgeputzt und hat nichts mehr, als daheim ein armes gekreuzigtes Weib und eine Stuben voll hungrige Kinder; er ist bei Nacht und Nebel fort und geht nach Amerika. Auf der andern Seite sitzt bescheiden in einfacher Tracht eine junge kräftige Person; sie hätte zu Haus zu essen und zu leben und der Vater hat ein Schönes erhauset. Und friedlich und geachtet verlebte sie ihre Jugend. Aber es zog sie fort in ein fremdes, unbekanntes Land. Wo will sie hin? In's Noviziat bei den barmherzigen Schwestern, um ihr ganzes Leben dem Dienste der Armen und Kranken zu weihen, die sie in ihrem Leben nie gesehen und von denen sie vielleicht häufig zu Dank und Lohn mit Schimpfen und Schelten, mit Undank und Verleumdung bezahlt wird. Sie weiß es wohl und der Vater hat es ihr wohl Dutzendmal gesagt; aber sie geht gleichwohl, weil Gott sie gerufen und sich ihr als Bürg' und Zahler angeboten für Alles, was sie thut für seine armen kranken Brüder. Und die Welt achtet das Opfer nicht, das sie bringt und schaut mit Verachtung auf sie herab. — Was ist's wohl mit der, wo neben ihr sitzt, daß ihr die jungen Bursche so viel Aufmerksamkeit schenken und ihr den Hof machen? Ein stolzes Mädchen ist's, aufgeputzt und leichtfertig in ihrem ganzen Wesen und gewiß, es säße nicht neben der Unbekannten, wenn es wüßte, daß sie eine barmherzige Schwester werden wolle. Es war die beste Tänzerin in ihrer Gemeinde; wo will es hin? In die Bundesstadt nach Bern; es hat gehört, es gäb' dort gar viel zu verdienen für Seinesgleichen und gut Essen und Trinken und ein freies Leben, weil's eben die Bundesstadt ist. Gott weiß, wo die Zwei, die jetzt da neben einander in der Eisenbahn sitzen, wieder einmal zusammenkommen; vielleicht in einem Spital, oder in einem Armenhaus; vielleicht aber auch sehen sie einander nicht wieder bis an jenem großen Tage, wo Einer vom Himmel kommt, um zu sagen, welche von Beiden den bessern Theil erwählt. — Weiter vornen siehst du einen jungen Mann im schönsten Feierkleid, den Hut auf's rechte Ohr gedrückt, den Rosmarin im Knopfloch und die Freude im ganzen Gesicht. Er holt sich seine junge Braut auf der nächsten Station. Man sieht's ihm völlig an, daß ihm sogar die Eisenbahn zu langsam fahrt. Vielleicht bloß ein paar Jahre — und der geschlagene Mann — ginge zu Fuß oder bliebe wohl gar daheim; und vielleicht sie auch. — An seiner Seite ist Einer mit rothgeweinten Augen. Er kommt eben vom Sterbebett seiner lieben Frau, die ihm sein Alles war auf Erden und eine brave Mutter seinen 7 unerzogenen Kindern. — Was schaut wohl

Einer dort so vergnügt und redt so traulich froh mit einem Geistlichen aus seiner Gemeinde? Ist's doch Allem nach ein armer Mann. Er hat seine Söhne besucht, die in der Stadt bei einem braven Meister arbeiten, und eine Tochter als Untermagd in's Präsidenten; sie halten sich Alle so brav und sind wie's Kind im Haus und gut versorgt an Seel und Leib; und der Vater hat gestern einen guten Tag bei ihnen gehabt; die Meistersleut', wollten ihn am Abend absolut nicht fort lassen, so lieb sind ihnen seine Kinder. Und die Kinder haben ihm Geld gegeben für den Hauszins und eine warme Winterkleidung und Etwas haben sie in die Ersparnißkasse gelegt. D'rum ist er jetzt so froh und zufrieden und hat all seinen Kummer und die Armuth vergessen. — Nicht weit von ihm sitzt Einer, ein wahres Konterfei vom reichen Prasser im Evangelium. Was der für Augen macht! Gnad' Gott seiner Seele, sonst gibts da sicher ein Unglück, man sieht's ihm von weitem an; s'ist ein reicher Kernenhudler und hat kein Herz gehabt für arme Leut' und große Noth und — jetzt hat's abgeschlagen in der Stadt und wenn ihm Einer den Strick vergeben gäb, so wüßt er, was er thät! — Was sind etwa dort im vordern Bank für zwei junge Leut'? Sind zwei gefehlte Studenten; der Vater hat schwer Geld für sie gebraucht; die Mutter wollte sie in eine Klosterschule thun; aber das wär' zu wenig liberal, meinte der Vater, sie mußten ihm in die Stadt und zu recht freisinnigen Kostleuten. Jetzt sind sie — auf dem Weg zum — Garibaldi. — Und der Dritte dort auf der rechten Seite? Es ist ein französischer Grafensohn und reist nach Rom unter die päpstlichen Zuaven. — Und die zwei Töchterlein dort mit ihren Vätern, wo reisen sie wohl hin? In die französische Schweiz, um die Sprach' zu lernen; die eine kommt in ein Klosterpensionat, die andere in eine Bierkneipe am Genfersee. Was doch das für ein Stück Welt ist in einem einzigen Eisenbahnzug! Und wenn man erst noch in die Postsäcke hineinsehen könnte und in die Briefe, die da beisammenliegen! Da kann's es gar wohl treffen, daß die Briefe eines Studenten, der um Geld heimschreibt und ein Klaglied seines Professors über ihn an seinen Vater ganz friedlich mit einander per Eisenbahn fahren; ebenso der Brief eines Jesuiten und der eines Bundesrathes, einer frohgemuthen Lehrschwester und eines kummervollen Berner-Erziehungsrathes, ein Gratulationsschreiben an den Papst und ein Freimaurerbrief an den Viktor Emanuel, ein Todtenschein und ein Heirathsantrag, ein ärztliches Rezept und ein Lebensversicherungsschein, ein bundesräthliches Verbot der päpstlichen Franken und ein Judenangebot dieselben für 95 Rappen einzulösen. — Da darf freilich Unsereinen nicht hineinschauen, aber wenn man die Augen aufthut, so sieht man's auch in der Welt so, natürlich im Großen; nur daß die Leut' nicht so friedlich beisammen sind, wie Gedrucktes und Geschriebenes.

Endlich wie in der Welt, kann man oft auf der Eisenbahn ein Gemisch von allerhand Glauben und Religion beisammen sehen. Da findest du mit und neben einander Katholiken, Wirkliche und Sogenannte, dann von allen möglichen Sorten Protestanten, getaufte und ungetaufte Juden, Professoren von Solothurn und Andere, die an keinen Gott und keine Ewigkeit glauben. Es kanns leicht geben, daß der Augustin Keller und ein Muri-Herr, ein Rheinauerpater und der Escher von Zürich, der Jesuit Roh und ein Bundesrath, der „Eidgenoß" von Luzern und ein Seminarist von Solothurn im gleichen Zug fahren. So wird es am jüngsten Tage auch sein, nur daß man da nicht auf der Eisenbahn fahrt; „und dann wird der Menschensohn seine Engel aussenden und sie werden absondern die Bösen von den Guten und sie werfen in den Feuerofen, da wird Heulen und Zähneknirschen sein."

Dießmal hatten wir in unserm Wagen einen englischen Missionär aus Persien; ein lan-

ger, hagerer Mann; er trug ein braunes lustiges Kleid, das ihm bis zu den Füßen herabwallte und eine rothe mit Gold gestickte Kappe auf dem Haupt. Er hatte einen starken scharzen Schnautzbart und ein gelehrtes Aussehen. Sein Bedienter war ein Persier, mittlerer Statur und breitem Rücken, das Gesicht aufgedunsen und leichenfarbig, ohne Bart, aber große Augen und dicke Ohren und weiße Zähne. Er war so ziemlich europäisch gekleidet mit schwarzem Rock; nur seine Kopfbedeckung war eine ganz sonderbare Mütze, etwas ähnlich mit einer Bischofs-Insel, aber nicht so hoch und ich meine nur von Deckelpapier und dunkel vertapeziert. Der arme Tropf sei, wie mir Einer sagte, noch ein Heide, was ich ihm eigentlich nicht angemerkt hätte; man sieht's und merkt's ja gar Manchem auch nicht an, daß er ein Christ sei, nicht einmal in der Kirche, verschwiegen auf der Eisenbahn. So ein armer Heid ist doch gewiß recht zu bedauern, daß er nichts weiß von Gott und dem wahren Glauben. Wie muß es ihm um's Herz sein, wenn er mit all' den menschlichen Erbärmlichkeiten zu kämpfen hat und weiß von keinem Gott, zu dem er beten könnte: Vater Unser! Der Du bist im Himmel! Und wenn er einmal sterben muß und Weib und Kind verlassen und hat keine Hoffnung auf ein Auferstehen und Wiederseh'n in einem bessern Leben — ach! da muß das Sterben doch unendlich schwer sein! Und erst noch seine arme Seele und die lange Ewigkeit! — Gott sei ihm und mir gnädig! hab' ich gedacht. Und da sind mir die Missionäre eingefallen, welche ihre liebe Heimath verlassen und oft viele tausend Stunden weit zu diesen armen Heiden ziehen, um ihnen den wahren Glauben zu bringen und das ewige Heil, wie man's uns in alter grauer Zeit auch gebracht und unsere Vorfahren mit größtem Dank es angenommen und für uns aufbewahret. Sie haben noch viele und lange Arbeit; die guten Missionäre; sind ja immer noch 8 bis 9 hundert Millionen Heiden auf der Welt. — Und jetzt will man gar mit s'Teufels Gewalt auch die Christen wieder zu Heiden machen; und wenn wir's nicht werden, so sind die meisten Regenten nicht schuld daran. — Einen angenehmern Eindruck, als dieser arme Heid aus Persien hat auf mich ein Reisender aus Amerika gemacht der mit mir im gleichen Wagen war. Es war Einer aus dem Badischen, der vor vielen Jahren nach Amerika ausgewandert und dort Weib und Kinder hat und ein gutes Geschäft. Und dieser Mann hat die weite Reise von Amerika nach seiner Heimath gemacht, — um seinen alten Vater noch einmal zu sehen. Der verdient's, daß es ihm wohlergehe. Ueberhaupt hat mich im Badischen Vieles recht angesprochen und hab' meine Randglossen dazu gemacht; d'rum mag's da wohl ein eigenes Kapitel erleiden.

Aus dem Badischen.

1. Was den Leuten gefalle.

Wen man sonst nicht wüßte, daß die Menschen nicht Alle gleich sind in Stand und Beruf, im Sinnen und Denken, und daß nicht Alle am Gleichen Freud haben, so könnte man das ganz gut bei den Reisenden merken. Was die Einen bloß eines Blickes würdigen, dem fragen Andere zuerst nach! und was der „göttlich schön" findet und diese „wundervoll", da geht ein Dritter ganz gleichgültig vorbei. Ein „Gelehrter" von Profession, wenn er an einen andern Ort kommt, will zuerst die Bibliothek sehen, ein Geschichtsforscher das Archiv, ein Militär das Zeughaus, ein Lebemann das Theater, ein Künstler das Museum, ein Advokat die Gerichtshalle, ein durstiger Student — die Bierbrauerei. Ein Sigrist fragt zuerst, wie manche Glocke sie haben; ein Kollektör, wo der Pfarrhof sei; ein Feinschmecker, wo man am feinsten speise; ein fechtender Handwerksbursch, wo der Landjägerposten sei und ein schweizerischer Bundesrath, ob's keine Jesuiten gebe an diesem Ort. Ein Engländer will den gefährlichsten Weg wissen auf

einen hohen Berg hinauf oder zahlt schwer Geld, wenn man ihm in der gleichen Pfanne ein Huhn bratet, in welcher man seiner Königin auf der Reise ein Fußbad zubereitet hatte; ein recht urchiger Eidsgenoß geht nicht von Stans weg, ohne einen Schluck Winkelriedswasser genommen oder im Winkelriedhaus ein wenig von der Hausmauer abgeschabt und zum ewigen Andenken eingepackt und vielleicht nebenher über die katholische Reliquienverehrung sich lustig gemacht zu haben. Manche finden ihr einziges Pläsir etwa in einer lumpigen Komödie und was d'rum und d'ran hängt. Wieder Andere fragen zuerst dem Zuckerbeck nach, Andere dem Apotheker u. s. w. Hat aber ein Reisender ein recht horrentes Zahnweh, so „függet" ihn Alles nichts; für ihn hat Eines nur Werth, ein guter Zahnarzt. — Nicht zuletzt geht ein Unterwaldner — Bauer in ein Käsmagazin oder wo ein schönes Senten Vieh zu sehen; der Zürcher in eine Baumenwollen-Fabrik, der Berner in eine Schnappsbrennerei, ein Luzerner — Regierungsrath an eine Frohnleichnahmsprozession, der Thurgauer in ein Kloster und das eidgenößische Schützenkomite in die — Ersparnißkasse. Ueber Alles geht Vielen ein Wasserfall, dem Einen ein Schützenfest, Andern ein Tanzplatz, dem Andern ein stilles Schattenplätzchen, dem Dritten eine gute, alte Gült, dem Vierten eine Neuigkeit, vielem Weibervolk ein Modenladen und einem reichbesoldeten Bundesbeamteten — das Vaterland! — So haben eben nicht Alle den gleichen Geschmack. Aber wer einmal nach Freiburg in Breisgau kommt, der läßt links und rechts Alles liegen, um das herrliche gothische Münster zu sehen aus rothem Sandstein gebaut mit seinem 385 Fuß hohen Thurm von schönster durchbrochener Steinhauerarbeit. Das Innere der Kirche, 320 Fuß lang, 95 Fuß breit und 85 Fuß hoch, mit seinen prächtigen Glasmalereien, kunstvollen Bildern, Gemälden, Denkmälern, von Meisterhand gemacht, kurz der ganze Anblick des majestätischen Gotteshauses macht einen wunderbaren Eindruck, so daß der Dichter Uhland seine Bewunderung in folgenden Versen ausspricht: „Wie mir in seinen Hallen war, das kann ich nicht mit Worten schildern; die Fenster glühten dunkelklar, mit aller Märtrer frommen Bildern; dann sah ich wundersam erhellt, das Bild zum Leben sich erweitern; ich sah hinaus in eine Welt von heil'gen Frauen, Gottesstreitern." — Was ich sonst noch nirgends gesehen, ist in der heiligen Grabkapelle auf einem steinernen Sarge ein Leichnam Christi, auf dessen Brust ein verschlossenes Thürlein angebracht ist. In den letzten Tagen der Charwoche wird dasselbe geöffnet und das hh. Sakrament in einer Kapsel hineingelegt. Wirklich ein eigenthümlicher Gedanke, der sicher sehr zur Anbetung und Andacht stimmt! — Ueberhaupt haben es die Alten besser verstanden, „andächtige" Kirchen zu bauen, als die spätere Zeit, wo oft der größte Ruhm einer Kirche darin besteht, daß sie gar so „liechtsam" sei. Ich meine, sie seien uns auch im Beten Meister gewesen. — Wie Mancher in diesem prachtvollen Münster seit 600 Jahren schon gebetet und da Trost und Heil gefunden habe, ist nirgends zu lesen!

Zu einem solchen altehrwürdigen Münster gehört aber nothwendig auch ein — felsenfester Bischof, besonders in unsern bösen Zeiten, wo sie im Badischen mit dem Bischof ungefähr so umgehen, wie die Berner, Aargauer, und Mithafte mit ihrem Bischof in Solothurn, nur mit dem Unterschied, daß meines Wissens die Badenser noch nie wegen den Priester Exerzitien einen solchen Teufelslärm angefangen, wie in letzten Jahren, die Freiheits — Apostel im Bisthum Basel. Aber da haben solche Regierungen immer ein ganz eigenes Unglück. Ohne es zu wollen, ja zu ihrem größten Aerger und Verdruß helfen sie durch ihre Verfolgungen dazu, daß die katholische Kirche um so größere Männer und tapferere Streiter für die Sache Gottes hat. Nicht zusammen zu rechnen, geht es solchen kleinen und großen

Regenten, wie dem Teufel mit den Heiligen; je mehr er sie versucht und verfolgt und alle Wetter auf sie losläßt, desto heiliger werden sie. Pius IX. wäre vielleicht nie ein so großer Papst geworden, wenn es keinen Viktor Emanuel gegeben hätte. Und die Hölle hat sich eigentlich grob verechnet, daß sie diesen Viktor so lang am Zins hat stehen lassen. Wer weiß, ob ihn der Papst nicht noch erbetet, daß er ihr am Ende noch mit Zins und Hauptgut verloren geht. Da mag's allerdings noch ein paar „Vater Unser" erleiden, bis sich so ein König bekehrt. Aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß und ein solcher Papst vermag viel bei Gott. — Item die Verfolgungen haben der Kirche immer große Helden eingetragen. So ist's im Badischen eben auch gegangen. Als man dort der katholischen Kirche die Handschellen angelegt und immer enger zugeschraubt hat, da ist dann ein alter Mann aufgestanden und hat sich zur Bewunderung von ganz Europa und unter den Glückwünschen der ganzen kathol. Welt für die hl. Sache der Kirche zur Wehr gestellt. Man hat ihm freilich mit Kerker und Banden gedroht und ihn wirklich in seinem eigenen Hause gefangen gehalten, aber er gab nur nicht nach, bis er wenigstens theilweise für die Kirche die Freiheit errungen hatte. Dieser alte Mann ist der große Hermann von Vikari, Erzbischof von Freiburg im Breisgau, der, wie selten ein Anderer über 70 Jahre Priester, 35 Jahre die bischöfliche und 25 Jahre die erzbischöfliche Würde bekleidete und im Jahr 1868 als 95jährigen Greis mit Ruhm gekrönkt in jenes Leben abberufen wurde, wo keine Verfolgung mehr stattfindet. Die Stunde bleibt mir unvergeßlich, wo ich vor einigen Jahren das Glück hatte mit diesem weltberühmten Streiter für die Freiheit der kathol. Kirche in der Krone zu Stans zu sprechen. Er war damals gerade 90 Jahr alt und hatte eine Wallfahrt nach Einsiedeln gemacht. Er ging noch Stunden weit zu Fuß. Seine Leutseligkeit, Herzensgüte und Einfachheit und die Frische seines Geistes war bewunderungswürdig; und ich habe gedacht: wer mit diesem Mann nicht auskommt, der kann unmöglich Recht haben. Seine irdischen Ueberreste ruhen nun im Münster und harren dort auf die selige Auferstehung. Ein würdiges Denkmal ziert sein Grab. Aber noch viel schöner ist ein anderes Denkmal seiner hohen Weisheit und seiner ungebrochenen Vatersorge für seine Heerde, welches sich der Hochselige noch kurz vor seinem Tode gesetzt hat.

Es hatte nämlich die badische Regierung den Plan gehabt, wenn einmal der greise Erzbischof todt sei, das Bisthum selber aussterben zu lassen, oder was noch viel ärger wäre, einmal einen Bischof wählen zu lassen, mit dem sie machen könnte, was sie wollte. Das hatte aber der kluge Erzbischof gemerkt und den Feinden der Kirche einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung gemacht. Er hatte nämlich zur selben Zeit einen sehr wackern Priester als Direktor des Studentenpensionats in Freiburg, einen Mann im besten Alter und wohl erprobt im Kampfe für die Sache Gottes und der Kirche. Er hatte auch schon die Ehre gehabt, für die gerechte Sache eine längere Zeit eingesperrt zu werden. Denn in Deutschland thut man den Steitern für die Sache Gottes wenigstens noch die Ehre an, daß man sie einsperrt; in der Schweiz fehlt es eigentlich auch nicht am Willen, aber aus Furcht vor dem Volk hat man den Muth nicht dazu; man begnügt sich damit, sie zu verläumden und wo möglich mundtodt zu machen. Da sind doch die Deutschen noch ehrlicher. Item der Studentendirektor war also, weil er die Bosheit hatte, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, längere Zeit auf der Festung Rastatt eingesperrt und als er wieder herauskam, hatte er sich um kein Haar gebessert. Das war just der Mann nach dem Herzen des Erzbischofs; darum hat er ihn kurz vor seinem Tode, zu seinem Weihbischof geweiht. Nachdem der Erzbischof

gestorben, haben nun die Freimaurer die Wahl seines Nachfolgers hintertrieben. Aber dem Weihbischof können sie die bischöfliche Weihe nicht mehr nehmen und den Papst können sie nicht hindern, ihm alle Vollmachten, wie einem Erzbischof zu geben. Und so hat das kathol. Volk einen wackern Bischof und wenn er auch nicht Erzbischof heißt. Die Freimaurer aber machen ein Gesicht dazu, wie ein Jäger, der einen Fehlschuß gethan; und in ihrem Verdruß, weil sie ihm nichts anthun können, thun sie so wüst, als möglich, und denen ist viel möglich. Aber der Weihbischof „erchlüpft" nicht ob ihnen. D'rum kommt jetzt

2. Etwas vom Kirchenbann.

Ist da zu Konstanz — und Konstanz liegt am Bodensee, in allernächsten Nachbarschaft der Schweiz — ein Bürgermeister mit einem kathol. Taufschein. Und der Bürgermeister geht schon lang in keine Kirche mehr und hilft zu Allem, was gegen den Bischof und die Kirche ist und hat gar lange Zähne nach Kirchengut und lange Finger, wie's in der Nachbarschaft viele Solche gibt und wenn sie auch nicht Bürgermeister heissen. Da hat ihm denn der Weihbischof eines Tages einen höflichen Brief geschrieben und ihm, wies recht und billig ist, den „Kanisi" ein wenig ausgelegt und ihm gesagt, was ein kath. Christ und Vorsteher für Pflicht und Schuldigkeit habe. Und da hat der Bürgermeister aufbegehrt, wie ein Kalendermacher und gemeint, er frage dem Bischof nichts darnach, die kath. Kirche habe ihm nichts zu befehlen, er glaube, was er wolle und mache, was er wolle. Der Bischof hat ihn dann ein wenig austoben lassen, dann hat er ihn wieder väterlich ermahnt und so zum zweiten und drittenmale. Aber so ein Bürgermeister meint, es sei Niemand über ihn und es brauch' sich nicht, daß ihm ein Bischof sage, was er als Katholik zu thun habe und hat dem Bischof den Gehorsam aufgekündet. Da hat's ihm dann der Bischof gemacht, wie ein Vater dem Buben, der nicht mehr folgen will, er hat ihn vor die Thüre hinausgestellt, daß heißt, er hat ihn in den Kirchenbann gethan. Jetzt ist das Wetter los gegangen in Deutschland bei Allen, die eben auch sind wie der Bürgermeister von Konstanz. Und die Schweizerbrüder haben darunter gefeuert und mit vollen Backen darein geblasen; und die Freimaurer in allen Ländern haben den Bürgermeister heilig gesprochen, weil er dem Bischof nichts darnach gefragt. Dem Bischof aber haben sie einen Strafprozeß an den Hals gehängt, weil er den Bürgermeister in den Bann gethan habe und haben vor Freude die Hände gerieben und gemeint, jetzt könn's nicht fehlen, jetzt müsse der Bischof „unter'n"; und in Rastatt auf der Festung haben sie fein nachgesehen, ob Schloß und Riegel in Ordnung sei im Gefängniß, wo der Bischof hineinmüsse. Und siehe da! das Oberhofgericht von Mannheim hat dem Bischof Recht gegeben und die Regierung mit ihrer Klage ab und zur Ruhe gewiesen. Die Freimaurer aber haben das Parisol unter den Arm genommen und sind gegangen und haben natürlich den Schwanz lassen hangen. — Es ist aber doch kurios. Wenn Einer auf dem Aepfellager einen faulen Aepfel findt und er thut ihn weg, damit er die Andern nicht anstecke; oder ein Hirt macht's so mit einem räudigen Schaf, oder ein Doktor mit einem bösen Finger; da hat kein Mensch etwas dagegen. Und wenn ein Schütz' die Statuten der Gesellschaft nicht halten will, oder ein Uerthner die G'nossame nicht recht nutzet und lange Finger hat im Wald und nichts mehr sicher ist vor ihm und alles Mahnen nichts fruchtet, da macht man kurzen Prozeß, er wird ausgeschlossen und aus dem Wald verbannisirt; und das findet die ganze Welt in Ordnung. Oder wenn ein freier Schweizer Geistlich wird, und zahlt Steuern und Abgaben, wie andere Menschenkinder auch, so ist er für sein Leben lang ausgeschlossen aus dem Nationalrath, in vielen Kantonen sogar aus dem Gemeindehaus und darf nicht einmal mehren, wenn sie einen

Sigrist machen oder einen Todtengräber; und das sei recht, sagt die ganze freisinnige Welt. Wird einer gar Jesuit so jagt ihn der Bundesrath aus dem Vaterland, damit er den fremden Juden und dem Gesindel aus allen Herren-Ländern Platz mache; und da kräht kein Hahn darnach. Aber wenn ein Bischof einem Katholiken, der selber thatsächlich aus der Kirche ausausgetretten und nichts mehr von ihr wissen will und sich gegen ihre Statuten und Gesetze auflehnt, endlich nach langem Mahnen, die Thüre hinter dem Rücken zuthut, da schreit die halbe Welt sich heiser. Und gerade die Leute, die auf allem Katholischen nichts mehr halten, bekommen jetzt Hühnerhaut vor Schrecken und Grausen und entsetzen sich darob, daß Einer, der Jahre lang in keine Kirche gegangen, jetzt nicht mehr in die Messe dürfe und nicht mehr beichten und kommunizieren. Wenn's solche Leut' gegeben hätte zur Zeit des Heilandes, ich meine, Er hätte ihnen gesagt, sie seien Heuchler. Ich will sie unterdessen aufbegehren lassen und jetzt noch etwas sagen

3. Von zwei wichtigen aber ungleichen Männern.

Ich hatte zu Freiburg im Breisgau auf dem Franziskanerplatz einen Brief abzugeben. Wie ich dahin kam, so stand ich plötzlich vor einem fast neuen, prächtigen Denkmal. Es stellt einen einfachen, armen Franziskaner vor. Was hat wohl der gemacht, daß ihm die Freiburger ein so schönes Denkmal errichtet haben? Es ist sonst je länger, je weniger der Brauch, daß man den Geistlichen Denkmäler erstellt und das ist recht. Wenn Einer nichts leistet oder gar leistet, was er nicht leisten sollte, so verdient er kein's und nützt ihm auch nichts. Wenn aber Einer als wahrer Priester mit Gott und für die Sache Gottes und seiner Kirche wirkt, so hat er das schönste Denkmal in dem Herzen seines Volkes und das Gute, das er stiftet, bleibt noch und bringt Frucht, wenn längst ein steinernes Bild verwettert wäre. Indessen allen Respekt vor den Freiburgern, daß sie einen Geistlichen so zu Ehren gezogen und gar einen Ordensmann. Und doch, wenn dieser Ordensgeistliche so recht gewußt hätte, was er gethan oder was seine That für Folgen haben werde, ich meine, er hätte sich „hintersinnet" und wäre vor Kummer nnd Angst gestorben. Aber was hat er denn gemacht, der gute Mann? Ich muß ihm nur den Namen sagen, so weiß es jedes größere Schulkind. Der Mann heißt also Berthold Schwarz und hat eben schon vor mehr als 500 Jahren zu Freiburg im Breisgau das Pulver erfunden. — Wenn übrigens der gute Mann, welcher das Pulver erfunden, jetzt wieder vom Grab aufstünde, ich meine, er würde die Händ' über dem Kopf zusammenschlagen und mit einem Schrei des Entsetzens ausrufen: „B'hüetis Gott und s'heilig Kreuz, was hab' ich angefangen!" — Es würde wohl mancher ihn trösten und ihm ungefähr sagen: „Pater Berthold, nur nicht so „erchlüpft"! Denket doch, wie manche saftige Schützenred' und wie mancher unersetzlicher Schützenaufruf wäre im ewigen Nichts verborgen geblieben, wenn Ihr s'Pulver nicht erfunden hättet! Wie mancher Mann kann wegen Eurer Erfindung dann und wann ein Bratkäsli gewinnen und es seiner Frau heimkramen und damit bei ihr ein wenig gut Wetter machen! Und wie sehr werdet Ihr gepriesen vom schweizerischen National- und Ständerath; denn Euch verdanken sie es, daß sie allemal während dem eidgenössischen Schiesset ein paar Tage Vakanz haben und ihre hohen Taggelder „eineweg" beziehen. Euch verdanken es die Herrn Bundespräsidenten, daß sie bei diesem Anlaß auch einmal gut und genug ihre Schüsse gegen Rom, Papst und Conzilium abfeuern können. Euch verdankt das Vaterland, daß es tausendmal „hoch lebt", sonst wäre es schon lange todt und die Freiheit auch und der Fortschritt. Also nur nicht so gejammert wegen dem Pulver da!" Es ist mir, ich höre den guten Pater Berchthold seinem Tröster antworten: „Mach mir nur keine Flausen; das Vaterland

hat schon lang „gelebt“, bevor es eidgenößische Schießet gegeben und wohl so „hoch“, als jetzt und jedenfalls ebenso ruhmvoll. Und dann schau doch mal, was mein heilloses Pulver für Spektackel macht auf Erden und die Leut damit! Schau, wie da die Buben dem Vater über das Pulverhorn gerathen und einen Feur'teufel machen und sich das Gesicht brandkohlenschwarz verbrennen und ein oder beide Augen verlieren. Oder wie sie dort die armen Vögelein, die auch gerne leben und so viel Freud und Nutzen bringen, so muthwillig von den Bäumen herunterschießen; oder andere arme Thierlein plagen und verwunden, daß sie oft lange Tage mit großem Schmerz sich durch Wald und Flur hinschleppen, bis sie verhungern! Und dort, wie ein unglücklicher Vater in seiner Unvorsichtigkeit sein einziges, vielgeliebtes Kind erschießt;oder ein Bruder sein liebes Schwesterlein, ein guter Freund den andern. Und Krach! da fliegt ein Pulverthurm in die Luft oder eine Pulvermühle, dort ein Kriegsschiff auf dem Meer, hier ein paar Häuser und hunderte von Menschen werden unter den Trümern begraben. — Hier bringt man auch schon wieder zwei Todte; der Eine hat beim Steinsprengen das Leben eingebüßt; dem Andern ging auf der Jagd der Schuß loß und mitten durch die Brust. Und jetzt erst dort das schauderhafte Schlachtfeld! Ach Gott! wie sie herumliegen die Tausende von jungen Männern, die Stütze ihrer Eltern, todt, verstümmelt, verwundet, zu armen Krüppeln geschoßen! Ganze Dörfer und Städte in Brand! Herrliche Kunstwerke von Grund aus zerstört! Und wenn das noch nicht genug ist, so thu' die Augen auf und schau mal her, wie die Leute einander aufpaßen im dunklen Wald oder sonst einander todtschießen; oder wie die Studenten auf den teutschen Hochschulen für nichts und wieder nichts mit meinem gottvergeßenen Pulver einander eine Kugel durch den Kopf jagen; oder zähle endlich wenn du kannst, die vielen Unglückseligen, welche mit meiner Erfindung ihre eigene und einzige Seele gewaltthätig in die furchtbare Ewigkeit hinüberschicken! Wahrhaftig dein Trost da, der hilft mir wenig. Wenn mich etwas trösten kann, so ist es einzig das, daß ich es nicht so bös gemeint und eher an den Tod gedacht hätte, als daß die Leut mit meinem Pulver solche schreckliche Geschichten anfangen würden, sonst hätt ich wahrhaftig das Pulver nicht erfunden, so wenig als mancher Andere, der sogar in hohen Ehren steht.“ — Der gute Pater hat's wirklich nicht so bös gemeint mit seinem Pulver; und wenn's die Leute, klein oder groß, hoch und nieder, nur so gebrauchten, wie sie sollten und wie's recht wär' vor Gott und auch recht Sorg' dazu hätten, so wär das Pulver allweg ein kummlich's Ding und käm, Manchem wohl, besonders wenn sie ein Loch machen wollen durch den Gotthard oder den Garibaldi über die Grenzen jagen. Aber wenn's die Leute brauchen, wie wenn sie keinen Verstand hätten oder kein Gewißen, so ist der Pater Berthold nicht schuld. S'ist eben mit andern Dingen auch so, mit Feuer und Wasser, mit Speis und Trank, mit Geld und Gut, mit Talenten und Freiheit, mit Macht und Stärke; lauter Gaben Gottes, vom allweisen, gütigen Schöpfer erfunden und den Menschen gegeben zu Nutz' und Freud', zu zeitlichem und ewigen Heil. Aber ungeschickter Weise und dem lieben Gott zum Trotz gehen gar oft die Menschen damit um, wie die Kinder oder böse Menschen mit dem Pulver; und dru'm giebt's denn eben so viel Spektakel und Unglück, so viel Sünd' und Laster und so viel Jammer und Elend für Zeit und Ewigkeit. Also laßt mir den Berthold in Ruh', und ehret sein Pulver, aber lueget darzu!

Ich habe im Badischen viel gescheidte Leut' angetroffen; aber entschieden die Gescheidtesten sind in meinen Augen die Offenburger, weil es ihnen in den Sinn gekommen, dem Franz Drake der Anno 1586 die ersten Erdäpfel von Amerika nach Europa gebracht hat, in ihrer Stadt ein prächtiges Denkmal zu er-

stellen. Der hat's wahrhaftig verdient, wie selten Einer. Und weil wir Unterwaldner ihm bis dato noch keines errichtet haben, so muß er wenigstens im Kalender ein's haben. Dieser Franz Drake war der Sohn eines einfachen englischen Matrosen. Als er vor 300 Jahren mit seinen Landsleuten nach Amerika ging und es durch Talent und Tapferkeit bis zur Admiralswürde brachte, war in ganz Europa noch kein einziger Erdapfel. Eines Tages, als er sich in Amerika zu Tisch setzte, wurden ihm neue Erdäpfel aufgestellt; ob gesotten oder gebraten, das habe ich nicht erfragen können; aber daß sie ihn gut „dunkten" lehrt die Geschichte. Er erkundigte sich genau über diese seltsame Frucht und wo und wie sie wachse. Da ist ihm dann eingefallen oder vielmehr hat es ihm ein guter Geist eingegeben, die könnte man daheim auch brauchen. Denn zum ersten seien sie sehr gut. Zum Zweiten thun sie den Leuten wohl und die Armen, wo kein Fleisch vermögen und fast nur von Erdäpfeln leben, seien meistens ebenso wohl daran, als die Leut' in Städten und Dörfern, wo alle Tage das Fleisch essen, oft sogar, wenn der Kalender Fasttag hat. Zum Dritten müße dann manche Herrenmagd auch nicht lange kochen lernen; denn ein paar Erdäpfel sieden, das könne sie bald und mehr brauche sie bei manchem Geistlichen nicht zu können. Endlich sei das das Beste, daß sie keine „Gräth'" haben und also nicht bloß das Herrenvolk, sondern auch der Bauer und der arme Taglöhner sie essen könne und zu essen „der Weil" habe. Ob er auch das gewußt, daß man Stärkemehl daraus machen könne und hiemit an manchem Ort den Geistlichen beim Meßlesen in der Albe ein Reifrock erspart werde, darüber schweigt die Chronik. Aber das hat der gute Franz sicher nicht gewußt, daß eine Zeit kommen werde, wo die Berner und andere Leut' aus dieser schönen Gab' Gottes Schnaps brennen und sich damit Leib und Seele verderben und mit Messern einander traktieren, daß es ein Schreck und Grausen ist. Item Franz Dracke hat geglaubt, die Erdäpfel können auch in Europa gute Dienste thun, besonders den armen Leuten. D'rum hat er Einige zum Anpflanzen nach Europa und zwar einem Freund in England geschickt; weil er eben leider! von der ruhmreichen Thätigkeit und Wirksamkeit des landwirthschaftlichen Vereins von Nidwalden wegen mangelhafter Postverbindung noch nichts vernommen hatte. Man erzählt, dieser Engländer habe die erhaltenen Erdäpfel, wie recht und billig, in einem appartigen Gartenbeet in die Erde gethan und habe sich recht englisch gefreüt, als das Kraut so schön gewachsen und geblüht und nach der Blüthe so schöne, grüne Saamenpollen getragen. Gegen den Herbst zu habe er dann diese Saamenpollen abgenommen und sie als eine besonders delikate Rarität bei einem Gastmahl seinen Freunden aufgestellt. Was die Herren Ehrengäste für ein Gesicht gemacht, als sie dieselben unter die Zähne gelegt, das steht nicht in den Urkunden. Aber das wird allgemein behauptet, daß der gute Engländer feuerroth geworden, als er merkte, was für ein abscheuliches Traktament er ihnen vorgesetzt und in der „Täubi" hab' er ein Feuer angemacht und die Erdäpfelstauden ausgerissen und verbrannt; und da seien dann einige Erdäpfel, die an den Stauden waren, gebraten worden und haben einen gar delikaten Geruch verbreitet. Jetzt erst sei dem guten Mann ein Licht aufgegangen und ihm in den Sinn gekommen, das seien jetzt die rechten Erdäpfel die man essen könne. Und wie denn die Engländer Alles „versuchen", so habe er sie auch versucht und sie überaus gut und schmackhaft gefunden. Von da an habe man angefangen, in Europa Erdäpfel zu essen Auch die Unterwaldner haben ihnen in spätern Zeiten das Landrecht geschenkt und der gute Franz Drake hätte gewiß eine große Freude, wenn er einmal sehen könnte, wie man mit Kreuz und Fahnen über die Allmend geht und der Priester singt und segnet und das Volk in Andacht betet, daß Gott diese schöne Gabe,

diese Speise für Reich' und Arm' mit seinem Segen erhalten wolle. D'rum nochmal Ehr' und Respeckt vor Franz Drake und den Offenburgern, dieweil sie ihm ein Denkmal errichtet.

4. Was Merkwürdiges in Karlsruh'.

In Karlsruh' wär' mancherlei Merkwürdiges zu sehen, wenn man wollte und die Eisenbahn so gut wär', Einem zu warten. Karlsruh ist nämlich die Residenz des Großherzogs und die Residenzen haben immer etwas „Besondriges". Hat ja Stans auch mancherlei Merkwürdigkeiten, wenn man's sagen wollte. Aber dem Kalender ist von Erstem an auf's Gewißen gebunden worden, daß er bescheiden sei und nicht aus der Schul' schwatze. Hingegen von Karlsruh' und andern Residenzen darf man wohl etwas sagen. Da ist Anfangs ein prächtiges Schloß und es laufen dort, was ich sonst noch an keinem Orte gesehen, alle Hauptsstrassen der großen Stadt, wie die Strahlen in der Sonne, zusammen. Das ist kein übler Gedanke. Wenn der Großherzog zum Fenster aus schaut, so kann kein Karlsruher in's Wirthshaus, ohne daß er's merkt und wenn der Landesvater lang genug aufbleibt, so kann er am andern Morgen akurat sagen, wie lang sie in jedem Wirthshaus „geliechtet" und wie spät sie dem Letzten heimgezündet haben. Und wenn die Buben aus der Schul kommen und mit Schneeballen oder Steinen einander heimbegleiten, so kann ihnen der Landesvater vom Fenster aus Feierabend anbieten und sie sollen nicht so wüst thun, daß man sich schämen müße. Oder wenn eine Deputation kommt von seinen katholischen Unterthanen und sie ihm allerunterthänigst sagen wollen, er soll doch nicht so gegen die Katholiken sein und die Freimaurer nicht Alles regieren lassen, so kann er schnell in das Hinterstübli gehen und dem Lakei sagen, er sei nicht daheim oder er habe jetzt nicht Zeit, mit ihnen zu reden. Kurz das Schloß ist gar komod gebaut und es ist mir in den Sinn gekommen, das wär' ein famoser Posten für die Polizei oder für den Pfarrhof. Freilich könnten dann auch alle Karlsruher sehen, wie lang die Polizei oder der Pfarrer aufbleibt und wie früh sie s'Licht anzünden am Morgen und was für „Hochzyter" in's Pfarrhof gehen und das hätte auch wieder seine Schattenseiten. — Dann hat's in Karlsruh auch viele schöne Häuser, Theater, Denkmäler, eine Kunsthalle mit vielen Kunstgemälden von berühmten Meistern und besonders einen der schönsten Friedhöfe; auf demselben ein Denkmal für die 64 Personen, welche Anno 1847 beim großen Theaterbrand verunglückten. — Aber merkwürdiger als diese Verunglückten sollen die badischen Prinzeßinnen sein. Von ihnen wurde mir erzählt, daß sie von Haus aus eigentlich protestantisch wären, aber jetzt sei es der Brauch sie weder protestantisch noch katholisch zu erziehen, damit sie beim Heirathen ihre Religion nicht wechseln müßen. Wenn nämlich ein Fürst Eine von ihnen zur Frau begehrt und aber schanden- oder andachtshalber verlangt, daß seine Frau katholisch sein müße, so lernt sie dann den katholischen „Kanisi"; im andern Fall aber den reformierten. Das muß mir aber eine kuriose Erziehung sein, eine Erziehung ohne bestimmte Religion. Da sind denn doch unsere „Prinzeßinen" in Unterwalden zu Berg und Thal noch beßer daran Wenn sie auch oft in armen Hütten wohnen, so wißen sie doch von Jugend auf, in welchem Christenlehrbüchlein sie lernen müssen; sie müßen nicht erst ihren Ehegemahl fragen, was ihm gefällig sei, daß sie glauben oder nicht glauben sollen. Es ist aber auch beßer; denn ich meine, es gäbe noch Solche, die „todtübelfeil" wären, wenn sie gefragt würden. Uebrigens wird's in der Welt immer mehr der Brauch, die Leut' ohne Religion aufwachsen zu lassen. Jetzt will man ja sogar im katholischen Oesterreich appartige Schulen ohne Religion einrichten. Und wenn der Teufel Meister wär' und ander Leut', so käm's im schönen Schweizerland wahrhaftig

auch dazu. — Als das Merkwürdigste in Karlsruh kommt mir aber doch der Großherzog selber vor. Er hat vor 20 Jahren eine recht wüste Revolution im Badischen erlebt. Es hat wenig gefehlt, so hätte sein Vorgänger Land und Leut' verloren und wenn sie ihn erwischt hätten, seinen Kopf mit samt der Krone. Da war es gerade der Bischof und die Geistlichkeit und die treuen Katholiken, die zu ihm gestanden. Und jetzt hat der Großherzog dieß Alles vergeßen und laßt die erbittersten Feinde der katholischen Kirche in seinem Reiche schalten und walten nach Herzenslust und will den Katholiken nicht einmal einen Bischof lassen und in den Schulen soll kein katholisches Zeichen mehr sein und den Protestanten und Juden zu lieb sollen die Katholiken, die doch zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen, keine Feiertage mehr haben und keine Klöster; und hat Einer ein Herz für die katholische Kirche und ihre Rechte und Freiheiten und steht entschieden zum katholischen Volk und sagt den Ministern vom Blatt weg die Wahrheit, so muß es wohl gehen, sonst kommt er ein paar Wochen auf die Festung. — Aber das muß man den Badischen Katholiken lassen, sie reiben sich immer mehr den Schlaf aus den Augen und thun sich in vielen katholischen Vereinen zusammen und schämen sich nicht katholisch zu sein. Was mir besonders gefallen, ist das, daß auch weltliche sogar vornehme Herrn ganz offen und entschieden für die katholische Sache auftreten und zu ihrem Bischof stehen. Sie werden freilich hie und da eingesperrt; aber das schreckt sie nicht ab; wenn sie heraus kommen so nehmen sie den Kampf für die Freiheit der katholischen Kirche mit neuem Muthe auf. Der Großherzog aber, wenn er will, daß es ihm eines Tages ergehe wie seinem Vorgänger soll nur die Freimaurer Meister lassen. Die haben schon manchem Fürsten eine Suppe angerichtet, daß er eben daran erstickt ist. Da meint mancher Regent groß und klein und Andere auch, die Gottlob! nicht Regenten sind, wenn nur die katholische Kirche einmal abgeschafft wäre, dann hätte man den Himmel auf Erden. Und die Feinde der Kirche im Badischen unten und auch an andern Orten geben den Leuten vor, wenn sie einmal Meister wären, da gäb's keine Steuern mehr und keine arme Leut' und jeder Bauer wär bald ein großer Herr und der Handwerksbursch' müßte nicht mehr fechten, der Dienstboth' nicht mehr arbeiten, der Taglöhner hätt' viel minder zu thun und größern Lohn und es wäre überall Freiheit und Fortschritt und ein Leben, wie im irdischen Paradies. So hat's der Viktor Emanuel den Italiänern auch gesagt; und jetzt können sie kein Stücklein Brod essen, ohne daß sie es versteuern müssen und ist kein Mensch mehr des Lebens sicher und die ausgeraubten Klöster sind in Zuchthäuser umgewandelt und s'ist kein Geld und kein Kredit, kein Segen und keine Ordnung und eine Freiheit, daß Gott erbarm'! Es nimmt Einen Wunder, wie lang es noch währt, bis einmal den Leuten die Augen aufgehen und sie es wieder glauben, daß die Feinde der Kirche es nie gut meinen mit dem Volk und nur für ihren eigenen Sack gut sind, nur für sich Freiheit wollen und daß eine wahre Freiheit, wahres Glück und Segen nur auf wahrer Religion, Gottesfurcht, Recht und Gerechtigkeit beruht. — Als ich eben in solche und dergleiche Gedanken vertieft war, langten wir an einem Orte an, der mich wie selten einer, in meinen Gedanken bestärkte; wir waren nämlich in Bruchsal. Ganz nahe an der Eisenbahn steht ein weitberühmtes Zuchthaus. Es ist dasselbe Anno 1845 erbaut worden, also gerade im gleichen Jahre, wo die Freischaaren nach Luzern gekommen und die Erdäpfel das erstemal gefehlt haben. Dieses Zuchthaus ist in Form eines Kreuzes gebaut und es befinden sich darin 408 Zellen, in welchen die armen Sträflinge ein unfreiwilliges Einsiedlerleben führen und ihre Betrachtungen halten können über jenen Spruch, den einst ein Gefangener an die Wand seines Gefängnißes geschrieben hat:

Geld verloren, wenig verloren; Ehre verloren, viel verloren; Gott verloren, Alles verloren." Diese Anstalt enthält in der Mitte eine Kirche und eine Schule und ist umgeben mit einem geschlossenen Garten. Alles ist so eingerichtet, daß die Sträflinge einander gar nie sehen, nicht einmal in Kirche und Schule oder wenn sie im Garten spatzieren. — Ich weiß nicht, ob der, welcher dieses Haus gebauet auch daran gedacht, daß ein Kreuz gerade die rechte Form ist für die Zuchthäuser. Denn sie sind eben ein Kreuz für die, wo d'rin sind und für andere Menschenkinder. Weil die armen Unglücklichen das Kreuz Christi nicht freiwillig tragen wollten, so müssen sie es jetzt gezwungen tragen. Der Dieb wollte Geld haben ohne Arbeit; jetzt muß er arbeiten ohne Geld. Der Mörder wollte seinen Mitmenschen nicht neben sich dulden; jetzt muß er selbst von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen sein. Der Empörer und Aufwiegler des Volkes wollte alle Ordnung umstürzen; nun muß er sich einer Ordnung unterwerfen, die strenger ist, als jede Andere. Der Lasterhafte achtete nicht auf Ehr' und Gottes hl. Gebot; jetzt muß er Schande leiden und dem Machtwort eines Menschen unterthan sein. Sie haben die Freiheit mißbraucht; jetzt ist ihnen alle Freiheit benommen. Schwere Strafe, aber gerechte Strafe. Gebe ihnen Gott Gnade, daß sie im Kreuz den Gekreuzigten wider finden und gebeßert in den Kreis ihrer Familie zurückkehren. Haben ja diese armen Familien viel Kreuz mit ihnen gehabt. Wie lang und schwer kreuziget oft ein Mann sein armes Weib und Kinder, oder ein ungerathener Sohn seine armen Eltern, bis er's endlich bis zum Zuchthaus bringt! Und welch' ein schweres Kreuz hat oft ein Seelsorger oder Vogt und Freundschaft, oder eine gewißenhafte Vorsteherschaft mit einem Menschen, der alles Mahnen und Warnen nicht achtet und muthwillig dem Strafhaus entgegen geht. D'rum muß er endlich auch zum Kreuze kriechen und durch selbstgemachtes Kreuz seine Sünden büßen seiner Seele zum Heil und andern zur Warnung. — Und jetzt noch Ein's. Man will heutigen Tages an gar vielen Orten nichts mehr wißen vom Kreuz und dem Gekreuzigten. Seine Lehre und sein hl. Gesetz ist Vielen veraltetes Zeug und soll nichts mehr gelten auf Erden. Das Kreuz muß heraus an manchem Ort aus der Schule, aus der Familie, aus den Rath und Gerichtssäälen, aus Herz und Sinn der Menschen. Es muß weg aus der Werkstätte des Arbeiters, weg von Flur und Feld, aus den Augen Aller; es muß herunter von den Kirchen so vieler Klöster, wo einst Jahrhunderte lang in stiller Einsamkeit die Mönche und Nonnen gebetet und um Gnade gefleht und Segen und Erbarmen für die menschliche Gesellschaft. Man will die Welt regieren ohne die Religion des Kreuzes, ohne Glauben an Christus. Man meint, man könne es machen mit leeren Gesetzen und Proklamationen, mit Landjägern und Bajonetten und im Nothfall mit Hinterladern und Kanonen. Aber da kommt man eben schlecht an und — wie die Kirchen leer werden, füllen sich die Zuchthäuser; ein schlechter Tausch, der uns am Ende noch um Hab und Gut, um Leib und Leben bringt. Ich weiß nicht, ob Andern auch solche Gedanken aufsteigen, wenn sie in Bruchsal beim großen Zuchthaus in Kreuzesform vorbeifahren; mir ist es so gegangen und die Gedanken wollten mich nicht verlassen, bis der Konduktör gerufen: Aussteigen!

Mainz.

Hat Einer einmal das Evangelium von der ersten Weihnachtsmeße im Goffine oder sonst wo gelesen, so weiß er, daß zur Zeit von Christi Geburt ein römischer Kaiser Augustus gelebt und über die ganze damals bekannte Welt regiert hat. Item weiß Einer und wenn's schon nicht im selben Evangelium steht, daß auch bei Königen und Kaisern und andern Großen dieser Erde, wie bei gemeinen Leuten, das Hemd näher ist, als der Rock; das heißt, wenn sie etwa einen Posten zu ver-

geben haben, der Ruhm und Ehr' und in den vier Quatemberzeiten eine anständige Rolle Gold und Silber einträgt, die Herrn Vetter und G'vatter vor Andern den Vorzug haben. So wars schon Anno damals der Brauch. Dieser Kaiser Augustus hatte nämlich einen Stiefsohn und weil eben drunten am Reihn die Stelle eines Oberbefehlshabers ledig war, so wurde vom Kaiser sein Stiefsohn dazu ernamset. Als nun derselbe eines Tages einen Ausflug machte und an den Ort kam, wo der Main in den Rhein fließt, so ist ihm der Gedanke eingefallen, "da wär' ein famoser Platz für eine feste Stadt." Und weil er eben Haar an den Zähnen hatte und Königssohn war, so mußten die Leut' auf den Platz mit Schaufeln und Hacken, mit Stein und Sand — und es ward die Stadt Mainz gebaut. Ein guter Einfall ist etwas werth, wenn man Zeug und Sachen dazu hat. Aber mit bloßen guten Einfällen hätte man schon vor Christi Geburt blutwenig zuweggebracht. Und so ist's halt bis heutigen Tag's und wird wohl über's Jahr und noch lange so bleiben. So ist mir z. B. schon vor bald 40 Jahren eingefallen, als ich das erstemal nach Engelberg zum Studieren und dergleichen gegangen, da könnte man die Straße viel „ringer" und beßer machen, wenn man wollte; aber es hat nichts genützt. Und wohl Tausenden ist es gewiß schon eingefallen, es wäre keine Hoffart nicht, wenn der Weg nach Maria Rikenbach schon etwas besser wär'; der Einfall war gut, aber schlecht blieb der Weg. Jetzt das ist mir und Andern schon oft eingefallen, in Stans vor dem „Tellen" versteh' man sicher den Prediger nicht wohl und man sollte da nothwendig eine Kirche bauen und sie dem Heidenapostel weihen; die, wo allemal von „ob der Muren" daher kommen und da steken bleiben bis nach der Predigt, könnten Kalk und Stein dazu geben, die „Enetwässler" Sand und Holz, die „Stanser" geben die Handwerker und für Gyps und Ziegel würden die Andern sorgen. Aber alle diese Einfälle haben nichts zu Stande gebracht. Es ist eigentlich Jammerschade, daß so viele gute Einfälle zu Wasser werden, weil man eben das Zeug dazu nicht hat, dieselben auszuführen. Hingegen wenn die Großen dieser Erde einen Einfall haben und wäre er noch so schlecht, so muß er nur zu oft durchgedrückt sein. Da fällt's Einem ein, des Nachbars Land und Leute stünden seinem Reiche auch wohl an und die Marksteine wären bald versetzt; und Pulver und Blei und Roß und Mann habe man genug und ein paar Tausend Menschenleben mehr oder minder, habe nichts zu bedeuten und die Thränen von Hunderttausend Wittwen und Waisen werden wieder trocknen und die verbrannten Städte und Dörfer könne man schon wieder aufbauen. — Und sieh! nach einiger Zeit leuchten die Blitze, es donnern die Kanonen, es röthet sich der Himmel vom Feuer, die Erde mit Blut, es seufzen und jammern ganze Länder — und tausende von Kindern haben keinen Vater mehr. Das hat der böse Einfall eines Einzigen gethan! — Einem Andern fällt es ein in einer bösen Stunde, er verstünd' das Regieren auch und wenn er's nicht verstehe, so sei's ja gleich, hab' schon Mancher regiert, der's auch nicht verstanden. — Und nach einiger Zeit schreien sich seine Trabanten heiser über Völkerwohl und Menschenrechte, über Druck und Tyranei; die schlechten Zeitungen sekundiren und blasen mit vollen Backen das Feuer der Zwietracht an; die Arbeiter machen blau und wollen nicht mehr arbeiten, die Schuldner nicht mehr zahlen, die Bauern nicht mehr steuern, die Soldaten nicht mehr parieren — und eines schönen Morgens bricht der Sturm los und der rechmäßige Fürst muß herunter und ein Anderer steigt herauf und das arme Volk ist meistens vom Regen in die Traufe gekommen und kann warten bis Fortsetzung folgt und der Einfall eines Andern die Geschichte von vornen anfängt. — Jetzt fällt's einem Dritten ein, die Klöster haben eine schöne Summe Geld, und Feld und Wald, dieweil

sie gehauset haben und gespart und nicht Alles an die Hoffart hängen oder sonst verthun; und das Geld könnt' er eben auch brauchen, es gäb' wieder etwas zum Verlumpen und Verlottern; und es hätte wenn man sie verthurgauerte oder sonst ausplünderte, die katholische Kirche wenigstens ein paar Anstalten weniger. Der Einfall gefällt ihm wohl, weil so ein wehrloses Kloster zu zerstören, gar heidenmäßig freisinnig ist. Jetzt wird geschrieben und gedruckt und gelogen und geschimpft, wie die Klöster nichts nützen und ein Greuel seien vor den Augen der freisinnigen Welt und wie das Klostergut dem lieben, guten Volk so unendlich wohl thät' und es gäb' dann keine Steuern mehr und der arme Bauer bekäm' beßere Zeiten und die Schreiber und die Lehrer und die Richter und Rathsherrn und die Angestellten des Staates vom letzten Laternenputzer und Landmauser bis hinauf zum Schultheiß erhielten eine flotte Zulage; und Unrecht sei's auch nicht und wenn es wär', so schreib' man einfach an den Bund und der könne ja bekanntlich aus Unrecht Recht machen, wenn er wolle und warum sollte er nicht wollen, da es ja nur ein katholisches Kloster ist. Und was dem Gewaltigen eingefallen, das wird bald zur That; das Kloster muß weg; aber der Mauser und der Putzer und andere kleine Schelme bekommen nichts, das Ding klebt an größern Fingern und nach Kurzem ist nichts mehr da, als Steuern und Schulden, ein ewiges Unrecht und der Fluch der bösen That. — Da sind denn doch die Mainzer andere Leut'. Die haben von Altersher nicht an's Niederreißen und Zerstören gedacht, sondern mehr an's Aufbauen und Erhalten. Muß Einer nur den herrlichen Dom sehen. Derselbe ist 356 Fuß lang und 140 Fuß breit und das Gewölbe ruht auf 56 großartigen Pfeilern. Die christliche Kunst, besonders die Malerei hat Allem aufgeboten, das Innere des schönen Gottestempels würdig und glänzend auszustatten. Auch ist es sehr reich an prachtvollen Grab- und Denkmälern von Churfürsten, Bischöfen und Domherrn. Auch Klöster haben sie und sogar Jesuiten, wenn schon der Landesherr Protestant ist. Die Deutschen haben nicht eine solche Furcht, vor ihnen, wie wir Schweizer und sie wollen's ganz und gar nicht glauben, daß kein Gras wachse, wo ein Mönch gestanden. Dann haben die Mainzer auch viele berühmte Männer gehabt und haben noch. Ich will nur von Zweien etwas sagen und meine Gedanken dazu machen. Da ist zum Ersten gegen Ende des 14 Jahrhunderts der Hans Gutenberg geboren. Dem ist eines Tages in den Sinn gekommen, es wäre doch viel „ringer", wenn man die Bücher nicht mehr abschreiben müßte, sondern sie „drucken" könnte. Er hat den kuriosen Gedanken nicht mehr fahren lassen, sondern hat den Kopf in beide Hände genommen und sich fast „hintersinnet", wie man das machen könne. Nach langem Studieren und Probieren und nach dem er seinen letzten Batzen daran gewagt, ist's ihm endlich gerathen und er hat eine hölzerne Buchdruckerei zuweggebracht. Da ist ihm dann ein reicher Mann an die Hand gegangen und jetzt konnte er seine Erfindung allgemach verbeßern und vervollkommnen; die hölzernen Buchstaben wurden mit gegoßenen ersetzt; und so hatte er noch die Freude, vor seinem Ableben ein Buch gedruckt zu sehen. Er starb Anno 1468 in Mainz und ist daselbst im Minoritenkloster begraben. Mainz und andere Städte, z. B. Straßburg haben ihm schöne Denkmäler errichtet. — Es meint jetzt vielleicht der Einte oder Andere, der allemal „ertaubet", wenn er den Niedwaldner - Kalender oder das „Volksblatt" liest „es hätte sich nicht gebraucht, dem Gutenberg ein Denkmal zu setzen; denn der sei eigentlich Schuld, daß man jetzt solche Teufeleien lesen müße." Wieder Andere meinen das Gleiche, wenn sie Anderes lesen. Der arme Gutenberg soll jetzt noch verantworten, was die Leute 400 Jahre nach seinem Tode mit der Buchdruckerei Alles machen! Da gäb's freilich Viel zu verantworten; und wenn er für

jeden höhern und niedern Blödsinn, der gedruckt worden und noch wird, auch nur einen einzigen Schweißtropfen schwitzen müßte, der arme Mann müßte einen ganzen See schwitzen. Und müßte er haften für all' das Böse, das durch die Buchdruckerkunst gestiftet worden, für die Millionen Seelen, welche durch schlechte Schriften, Bücher und Zeitungen ihren Glauben verloren oder ihre Unschuld und Sittlichkeit, Gott und Seligkeit — o dann Gnade Gott seiner armen Seele! Aber wer dem armen Gutenberg alles Böse, was durch seine Kunst gestiftet wurde, auf die Rechnung schreiben wollte, der käme mir gerade vor, wie Einer, der Gott verantwortlich machen wollte für alles Uebel, das die menschliche Zunge auf Erden schon angerichtet hat. Die Gabe der Sprache bleibt eine unendliche Wohlthat Gottes und wenn sie auch noch so oft zum Verderben der Menschen mißbraucht wird. Aehnlich ist es mit der Druckerei. Kein Mensch, nur Gott allein kann es berechnen, wie viel Gutes durch diese Kunst auf der Welt geschaffen wurde und noch wird. Und wenn die Schlechten zum Schlechten sie mißbrauchen, so ist der Gutenberg nicht Schuld. Und es soll sich Einer vorstellen, wie's jetzt ging', wenn's Drucken nicht wär'. Wenn mancher Vater und nicht nur etwa ein armer Schlucker, jetzt schon allemal „aufbegehrt", so oft er ein paar Rappen für ein neues Schulbüchlein oder einen Kanisi ausgeben muß, wie thät' er erst, wenn er ein paar Wochen einen Extra — Schreiber auf der „Stör" haben müßte, um es abschreiben zu lassen? Und wenn der Kapellen Vogt meint, es gehe über seine Gewalt, ein Meßbuch für die Kapelle anzuschaffen und es müß' vor den Kapellenrath und der Kapellenrath meint, es müße an die Gemeinde und die Gemeinde muß zuerst vom Wochenrath einen „vollkommenen Gewalt" haben und dann giebt's an der Gemeinde noch Red' und Widerred, „ob man's eigentlich nicht mit dem „Alten" noch machen könnt' und der Kaplan sei auch gar ein „köstlicher" Herr und wolle Alles erzwingen; den frühern Kaplänen sei das „Alte" gut genug gewesen und haben doch mehr versteuert, als der jetzige und dazu noch „gleitiger" Meß gelesen, als er; und es wäre noch Manches nöthiger, als ein neues Meßbuch; man sollte nicht so unb'sinnet darein fahren; man könnte es an eine Kommission weisen und die soll die Sach' untersuchen und dann über's Jahr wieder relatieren; vielleicht bekäm' man etwa in Luzern ein's aus einem aufgehobenen Kloster um ein Spottgeld." Wie ging's erst, wenn man die Meßbücher um schwer' Geld von Hand müßte abschreiben lassen, wie's vor Altem war? Und wenn die Studenten ihren Arm voll Bücher zuerst abschreiben müßten, und die Geistlichen das Brevier, die Rathsherrn die Verfassung, die Richter das Gesetzbuch, der Landschreiber das Amtsblatt, der Weltüberblicker den Wochenbericht, jeder Soldat alle Jahre ein frisches Reglement, jeder Wirth den Saufzettel und gar der „Bund" und der „Eidgenoß" und andere höhere und niedere Judenblätter ihre Schimpfereien gegen die katholische Kirche — was gäb' doch das für eine schauderhafte Arbeit! Und im Ernst, um wie manches schöne nützliche Trost- und Gebetbuch, um wie viele unterhaltende Stunden, um wie manchen lehrreichen Unterricht, um wie viele herrliche Schriften der gelehrtesten und heiligsten Männer wäre die Welt ärmer, wenn's Drucken nicht erfunden wär'? D'rum nur recht weidlich geschimpft über den heillosen Mißbrauch der Druckerei; aber schimpft mir nur nicht über das Drucken selber und laßt mir unsern armen Gutenberg in Ruhe. — Aber jetzt kann ich doch nicht von Mainz weg, ohne noch von einem andern berühmten Mann etwas zu sagen. Da war in den Dreißigerjahren zu Münster in Westphalen ein sehr gelehrter und gewandter, katholischer Staatsmann aus vornehmem, freiherrlichem Geschlecht. Groß an Gestalt hatte er auch eine große Seele. Um mehr für Gott und das Wohl und Heil der Men-

schen thun zu können, faßte er den Entschluß, Priester zu werden und tratt wirklich Anno 1837 in den geistlichen Stand. Jetzt ist er seit 20 Jahren Bischof von Mainz. Die Entschiedenheit und große Beredtsamkeit, mit welcher er die katholische Kirche vertheidigt, die Unerschrockenheit, mit der er der Freimaurerei entgegentritt, die Gewandtheit und Klarheit, mit der er auf der Kanzel und als Schriftsteller für die hl. Sache Gottes wirkt, haben ihm ein Ansehen gegeben, daß selbst weit über die Gränzen von Deutschland der Name: Wilhelm Emanuel, Freiherr von Ketteler mit Ehrfurcht und Begeisterung genannt wird. Man erzählt vom hl. Einsiedler Antonius, er sei von den bösen Geistern so gefürchtet gewesen, daß sein blosser Name sie in Schrecken jagte. Nicht minder fürchten die Freimaurer den Bischof Ketteler von Mainz; der hat ihnen schon manchen Strich durch die Rechnung gemacht. In den letzten Jahren wollten sie die Jesuiten von Mainz weg haben und der Gemeinderath hatte schon Alles im Gang. Aber am nächsten Sonntag erscheint der Bischof auf der Kanzel und stellt das allseitige Unrecht eines solchen Unterfangens so klar und gewandt vor Aller Augen, daß dem Gemeinderath fast Sehen und Hören verging. Seither haben die Jesuiten Ruhe. Daneben richtet der Bischof sein Augenmerk vorzüglich auf die Bildung der Geistlichen. Sein Priesterseminar hat sowohl in Bezug auf Wissenschaft, als auch kirchlichen Sinn einen so guten Ruf, daß letztes Jahr dasselbe sogar von 24 Schweizer-Theologen besucht war. Ich vergesse nicht leicht die glücklichen Stunden, welche ich auf meiner Reise unter diesen 60 Seminaristen und ihren ausgezeichneten Professoren verlebte, Ein hoffnugsvoller Seminarist aus meiner frühern Pfarrei ward mir als Geleitsmann gegeben um den Dom und andere Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen. Unvergeßlich bleibt mir die Viertelstunde, welche ich beim Bischof zubrachte. Die liebevolle Aufnahme, die ich bei ihm gefunden und die Leutseligkeit, mit welcher der hohe Kirchenfürst sich mit mir unterhalten, wird mir stets ein liebes Andenken an diese Reise sein. Leider war für mich zu früh der Augenblick gekommen, wo der Bischof — in den Beichtstuhl zu gehen pflegt. Indessen wurde ich dafür in Etwas entschädigt, als ich ihn des andern Morgens — es war gerade Sonntag — im hohen Dome wieder sah. Es war eben Prozession, wunderschön für Aug und Ohr. Das war allerdings etwas Anderes, als ich einst in einem Nachbarkanton gesehen, wo ein Kaplan mit dem Siegrist ganz mutterseelenallein eine Prozession gehalten hat. — Aber jetzt müssen wir auch unsere Prozession fortsetzen; denn es kommen noch

Zwei Tage in Rheinpreußen.

Zwei Monate wären eigentlich nicht zu viel, wenn sich Einer Rheinpreußen recht ansehen und seine Gedanken dazu machen wollte. Ist ja dieses Land so reich an Naturschönheiten, an größern und kleinern Städten und Ortschaften, an Burgen und Schlössern, an Festungen und Kunstwerken, an prachtvollen Domen und Kirchen, an geschichtlichen und andern Merkwürdigkeiten, daß es Einem fast geht, wie einem Kinde vor einem schön gezierten Christbaume. Jetzt kann man denken, wie wenig Unsereinen von Allem dem sehen kann, wenn man bloß zwei Tage Zeit hat und dazu nur so auf der Eisenbahn vorbeischnurrt; und dann gar noch in den kurzen Wintertagen und bei einer so grimmigen Kälte, daß die Wagenfenster fast immer gefroren sind und man's für eine Gnade halten muß, wenn man nur einen Zoll breit freie Aussicht retten kann. Es soll dann aber Keiner meinen, daß ich etwa gar nichts gesehen habe; im Gegentheil, ich könnte einen ganzen Kalender darüber schreiben. Ich will aber nur so einige Brosamen davon darein thun und zwar:

1. Was ich für Leute angetroffen.

Freunde und bekannte sind Einem nie lieber, als wenn man in Unglück oder auf einer Reise ist. Und doch sind sie da gewöhnlich sehr rar. Mancher darf kaum ein paar Stunden weit von Daheim gehen, so ist er schon ganz in der Fremde und kann einen ganzen langen Tag in einer Stadt herumlaufen, ohne daß ihm ein einziges bekanntes Gesicht begegnet. Jetzt wenn man gar seine 100 bis 150 Stunden weit von seiner lieben Heimath weg geht, so kann man Tausende und Tausende von Menschen sehen, wie sie hin und her rennen, einsteigen, aussteigen, kommen und gehen und man kennt keinen Einzigen. Man fahrt mit ihnen auf der gleichen Bahn, man sitzt mit Vielen im gleichen Wagen, man steigt im gleichen Gasthof ab, man ißt am gleichen Tisch — aber unter Allen kein einziger Bekannter! Man glaubt's kaum, wie wohl es Einem thut, wenn man da unerwartet einen Landsmann, einen Bekannten antrifft und wär's nur ein armer Schneider oder Schuhmacher, der mit uns noch in die Schule gegangen, oder ein armer Knecht aus unserm Dorf. Solche wären allenfalls in Preußen gewesen; aber ich habe Keinen gesehen. Hingegen hat's mich einigemal mit kathol. Geistlichen in den gleichen Wagen getroffen. Wenn wir einander auch das erstemal gesehen, so waren wir einander doch nicht fremd. Der gleiche Glaube, der gleiche Stand, das gleiche Kleid, die gleiche Aufgabe, das gleiche Brevier, die gleiche gemeinsame Begeisterung für unsern hl. Vater zu Rom, dieß Alles machte uns bald zu guten Bekannten. Einmal hab' ich einen freundlichen Kapuziner angetroffen; obwohl ich ihn nicht kannte, so hat er mich doch, wie man hier zu Lande sagt, recht „angeheimelet" und ich habe für einen Augenblick vergessen, daß ich weit im fremden Lande sei; es war mir, wie wenn ich daheim wäre. Ein andersmal waren lauter weltliche Herrn, jüngere und ältere, natürlich mit Bärten und Schnäuzen im gleichen Wagen mit mir. Allem nach waren es Kaufleute von Köln. Als sie merkten, daß ich ein Schweizer sei, was etwa bald zu merken ist, sagte mir Einer der jungen Herrn, er kenne auch zwei Schweizer und nannte mir die Jesuiten Pater Rothenflue und Pater Roh. Als ich ihm sagte, daß der Erste aus meiner Pfarrei und mein ehemaliger geliebter Professor, der Andere aber mein Mitschüler in der Theologie gewesen, da waren wir sofort gute Freunde. Er und die andern Reisenden redeten mit der größten Hochachtung von diesen und andern Jesuiten und besonders von den ausgezeichneten Predigten, des Pater Roh. Sie konnten gar nicht begreifen, daß man in der Schweiz solche Männer und dazu noch Landeskinder, die keinem Menschen etwas Leids gethan, so unbarmherzig fortjage. Einer meinte, die Schweizer sollen ihnen nur recht Viele solcher Männer schicken, sie wollen ihr für jeden ein Dutzend Juden geben. Ich hab' mir das Ding hinters Ohr geschrieben und bei mir gedacht, daß müsse mir in den Kalender. Und wenn jetzt dann einmal der Bundesrath in Bern in den Kalender schaut, um zu sehen, ob's etwa heut' Fasttag sei oder wie man's einrichten könne, daß das katholische Militär an den Sonn- und Heiligtagen nicht auf den Marsch müsse, so kann er denn das noble Angebot gerade selber lesen und ich muß dann nicht extra berichten.

Wenn ich den ganzen Tag keinen einzigen Bekannten angetroffen, so hatte ich dafür einen großen unerwarteten Ersatz, als ich gegen Abend am Ziel meiner Reise, in Aachen anlangte. Im ersten Haus, das ich betretten, traf ich mit einem ehrwürdigen Greisen zusammen, der gerade da auf Besuch war oder Geschäfte hatte. Ich erkannte ihn sogleich wieder; es war mein ehemaliger Präfekt, als ich in Freiburg Theologie studierte. Wir hatten uns seit 30 Jahren nicht mehr gesehen und ich wußte nicht, wo er jetzt sei, nicht ein-

mal, ob er noch lebe. Im zweiten Haus wartete ein ebenso unverhofftes Wiedersehen auf mich. Ich hatte in meinen Studienjahren einen Jugendfreund, von Oberägeri im Kanton Zug. Das Jahr 47, welches so manche edle Seele aus unserm Vaterland vertrieb, hatte auch ihn in's Ausland geworfen, weil er einen Namen trug, der den Heiden eine Thorheit und den Juden ein Aergerniß ist. Er wurde nach Amerika geschickt, woselbst er viele Jahre unter unsäglichen Mühen zum Heil der Seelen wirkte. Von Amerika rief ihn der Gehorsam nach Ostindien, wo er unter dem ausgezeichneten, leider! zu früh verstorbenen Bischof Anastasius Hartmann aus der schweizerischen Kapuzinerprovinz als Missionär arbeitete. Nachdem er 10 Jahre lang die allseitigen Beschwerden eines Missionärs getragen und ganz erschöpft das dortige Klima nicht mehr ertragen konnte, riefen ihn seine Obern nach Europa zurück; und nun fand ich ihn ganz unerwartet in Aachen wieder. Er hatte die Güte, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. — Wo der Präfekt ist und der Mitschüler, da sollte, als der Dritte im Bund, auch der Professor nicht fehlen. Und wirklich hab' ich des andern Tages in Köln auch meinen lieben Pater Rothenflüe getroffen. Obschon er nicht mehr die frühere Kraft und Lebendigkeit hatte und etwas krank war, so merkte man ihm Seine 64 Jahre nicht an. Da ich einen vollen Tag in Köln bleiben konnte, so hatte ich Gelegenheit, einige schöne Stunden in seiner Nähe zu sein. Leider! sah ich ihn hienieden zum letzten Mal. Denn der edle freundliche Mann ist seither in's bessere Leben hingegangen und hat eine Heimath gefunden, aus welcher ihn keine brutale Bundesgewalt mehr vertreiben wird. Er hatte Tausende von Schweizersöhnen die Wege wahrer Weisheit gelehrt und sie eingeführt in ihren Beruf; er war Freund ihnen und liebender Vater und wohl alle seine Schüler haben ihm ein treues Andenken bewahrt. Aus seiner Schule sind viele Männer hervorgegangen, die gegenwärtig in Kirche oder Staat eine hervorragende Stellung einnehmen: Landammänner, Großräthe, Schultheissen, National- und Ständeräthe, Bundesrichter, eine große Zahl Geistlicher und Andere, welche dem Vaterlande Dienste leisten. Zum Dank mußte er, weil er sein Ordenskleid nicht ablegen wollte — in der Verbannung sterben! — Doch Eines konnte man ihm nicht nehmen: Die Hoffnung auf ein besseres Vaterland! — Diese wenigen Worte sollen ein bescheidenes Vergißmeinnicht auf das Grab des Verewigten sein und der Drucker soll dazu einen großen Gedankenstrich machen für Freund und Feind der so hart verfolgten Jesuiten. — Ich aber will jetzt noch vermelden

2. Was mich noch weiter angesprochen.

Da mag mir Einer sagen, was er will, das Schönste von allem Schönen, was Menschenhände geschaffen, ist doch eine schöne Kirche. Und das muß man den Rheinpreußen lassen, an schönen Kirchen, an großartigen Tempeln, Gottlob, fehlt es ihnen nicht. Ich habe die Freude gehabt, wenigstens Einige zu sehen und habe mir dabei gedacht, die seien wohl eine Reise werth und wenn's selbst im Winter ist. Ich will sie gerade der Reihe nach, wie ich sie besuchte, in den Kalender thun. Ist erstens da in Aachen eine herrliche gothische Liebfrauenkirche. Sie wurde vor wenigen Jahren durch freiwillige Opfergaben gebaut zur Erinnerung an den denkwürdigen 8. Christmonat 1854, an welchem Tag Papst Pius IX. die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä zum Glaubenssatz erhoben hat. Da muß eine große Verehrung und Andacht zur Mutter Gottes sein; denn die Kirche ist so lieblich und schön und nichts ist gesparrt, um sie zu einem würdigen Denkmal eines Ereignisses zu machen, welches für Maria so ehrenvoll und für alle ihre Verehrer so freudig und segensreich ist. — Wenn diese Kirche mit dem Standbild der

Unbefleckten auf der Spitze des Thurmes wie eine schöne Lilie auf dem Felde ist, so ist der Dom in Aachen wie eine alte Eiche, die Jahrhunderte lang in Sturm und Wetter dagestanden. Er wurde vor nahezu elfhundert Jahren von Kaiser Karl dem Großen erbaut. Derselbe hat auch nichts gespart an Gold und Kostbarkeiten aller Art; die Säulen von Marmor und Granit hat er sogar aus dem fernen Rom und Ravenna kommen lassen; und daß dieselben, etwas werth sind, kann man daraus ersehen, daß sie sogar Anno 1794 von den Franzosen gestohlen und bis nach Paris gebracht wurden. Aber auch die Deutschen haben sie Anno 1815 in Paris wieder abgeholt und jetzt stehen sie wieder da, wo sie Kaiser Karl aufgestellt hatte. Dieser Dom hat prachtvolle Glasgemälde, worunter Mehrere aus der neuesten Zeit die 85 Fuß hohen und 17 Fuß breiten Chorfenster zieren. Die Kanzel ein Geschenk von Kaiser Heinrich II. ist mit Platten von purem Gold in getriebener Arbeit, mit kostbaren Steinen und Schnitzwerken von Elfenbein verziert; aber meistens mit einer Einfassung von Holz bedeckt. In diesem Dom befindet sich das Grab Karls des Großen. Als man einst 186 Jahre nach seinem Tod dasselbe öffnete, fand man die Leiche noch sitzend auf einem marmornen Throne, eine goldene Krone auf dem Haupt und den Scepter in der Hand. Erst mehr als 100 Jahre später wurden seine Gebeine enthoben und werden nun in kostbaren Gefässen, aufbewahrt. Der Dom besitzt auch viele sehr kostbare, hl. Reliquien, welche aber meistens nur alle 7 Jahre gezeigt und zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden. Bemerkenswerth sind besonders ein Kleid der hl. Jungfrau, die wollenen Windeln, in welche sie ihr göttliches Kind eingewikelt hatte, das leinene Tuch, welches der sterbende Heiland um seine Lenden hatte, auch das Leintuch, in welches der hl. Johannes nach seiner Enthauptung eingewickelt worden und mehrere andere denkwürdige Reliquien. In diesem Dom wurden vom Jahr 814 bis 1531, alle deutschen Kaiser gekrönt. Da könnte Einer auch seine Gedanken machen, wenn er wollte. Aber wir müssen jetzt weiters und uns noch eine Weile im Kölner Dome aufhalten. Wer ihn nie gesehen, der kann sich in der That keinen Begriff machen von der Großartigkeit und Schönheit desselben. Der Grundstein dazu wurde zwar schon im Jahr 1248 gelegt; aber kriegerische Zeiten verzögerten den Bau, so daß er selbst jetzt noch nicht vollendet ist. Man glaubt einen hohen Felsen mit Zinken und Zaken vor sich zu haben, wenn man dieses Riesenwerk christlicher Baukunst vor sich sieht. Geht man aber näher, so sieht man die feinste kunstvollste Stein- und Bildhauerarbeit. Wie wird man erst erstaunen, wenn einst die gothischen Thürme vollendet 500 Schuh hoch in die Lüfte emporragen werden! Nun Respekt vor den Deutschen, daß sie diesen Wunderbau, diesen ehrwürdigen Tempel des Allerhöchsten vor dem Zerfall zu retten und endlich zu vollenden keine Opfer scheuen. Die Franzosen hatten Anno 1796 den Dom in ein Heumagazin verwandelt und das Blei, womit er gedeckt war, abgetrennt und heimgenommen, um es den Deutschen als pfeiffende Kugeln wieder zurückzugeben. Der Dom hatte Viel gelitten. Aber die deutsche Opferwilligkeit hat den Schaden wieder gut gemacht. Nur von 1842 bis 1861 also während der Regierung des letzt verstorbenen Preußenkönigs, wurden ungefähr 6½ Millionen Franken zu seiner Reparatur und Vollendung verbaut. Wie Viel es noch braucht, bis er ganz vollendet ist, weiß ich nicht. Aber wie man mir sagte, werden immerhin etwa 300 Arbeiter noch 8 bis 10 Jahre ohne Unterbruch zu arbeiten haben, bis zu seiner gänzlichen Vollendung. Wenn schon das Aeussere mit seinen unzähligen Thürmchen, Verzierungen, Stand- und Sinnbildern den Beschauer in Staunen versetzt, wie schön und kunstvoll muß es erst im Innern sein! Man hätte einen ganzen Tag Arbeit, wenn

man sich die riesengroßen Glasgemälde, alt und neu, die kunstreichen Statuen von Heiligen, die sieben herrlichen Kapellen, den hohen Chor mit seinen Kunstgemälden und die großartigen Grabdenkmäler auch nur etwas näher ansehen wollte. Im Chor allein sind Wandgemälde vom berühmten Steinle gemalt, welche gegen 34000 Franken gekostet haben. Und dann haben die Kölner noch lang nicht Alles zu Geld gemacht. Sie besitzen einen so werthvollen Kirchenschatz, daß man sich wundern muß, wie sie ihn vor den Franzosen, die selbst das Blei ab dem Dach gestohlen haben, in Sicherheit bringen konnten. Hier sah ich die Häupter der hl. drei Könige, kostbar in Gold und Edelsteinen eingefaßt und den Leib des hl. Engelberts, Bischof von Köln, in einem großen Schranke, dessen Vorderseite ganz Gold, die anderen massiv von Silber sind. Nebst vielen andern Kostbarkeiten von Gold und Edelsteinen wurde mir auch eine prachtvolle Monstranz gezeigt, welche Pius IX. den Katholiken von Köln Anno 1848 zum Geschenk gemacht hat. — Doch nicht allein der Dom, auch die vielen andern Kirchen haben kostbare Heiligthümer aufzuweisen. Besonders reich an solchen ist die St. Ursulakirche. Bekanntlich wurde die hl. Ursula auf der Rückreise von einer Pilgerfahrt nach Rom, nach der Legende mit 11,000 Gefährtinnen, in Köln gemartert. Zu ihrer Ehre wurde schon früh eine Kirche gebaut. Wohl wird es kaum eine Kirche geben, welche so viele hl. Reliquien und Alterthümer aufzuweisen hat. Nebst dem Haupt der hl. Ursula wurden mir noch über 1700 reich eingefaßte Häupter ihrer hl. Gefährtinnen gezeigt. An einigen derselben sieht man noch deutlich die Spuren des Marterthums. Auch der Pfeil ist noch vorhanden, mit welchem die hl. Ursula getödet wurde; ebenso ein Theil ihres Gewandes. Diese Kirche besitzt auch einen von den 6 Krügen, in welchen der göttliche Heiland bei der Hochzeit von Kana Wasser in Wein verwandelte, auch ein Stück von der Ruthe, mit welcher Er gegeißelt wurde und von der Dornenkrone, welche Er getragen. — Es ist denn doch wahr, die kath. Kirche hat Recht, daß sie die hl. Reliquien verehrt. Ihr blosser Anblick macht einen ganzen eigenen Eindruck auf die Seele. Da kann Einer sehen, wie hart und unmenschlich die kath. Kirche verfolgt wurde, wenn selbst Tausende von zarten Jungfrauen um ihres Glaubens willen abgeschlachtet wurden; und das ist nicht bloß in Köln und nicht bloß wenige Tage lang geschehen. Viele hundert Jahre lang hat man sie mit einer satanischen Wuth und Grausamkeit allüberall verfolgt und nichts gespart, was die Bosheit der Menschen und die Schlauheit der Hölle ersinnen und erdenken konnte, um sie von der Erde zu vertilgen. Und als dieß Alles nichts gefruchtet und die Kirche durch den Heldenmuth ihrer Märtyrer nur immer mehr ausgebreitet und verherrlichet wurde, da hat dann der Teufel in seinem Tagbuch gefunden, wie er einst im irdischen Paradies die Stammeltern des Menschengeschlechtes mit Lug und Trug zum Abfall von Gott verleitet habe. Das Recept war wohlfeil zu haben; denn Lug und Trug ist wohl im Ueberfluß vorhanden auf der Welt und er meinte, mit diesem Gift werde er wohl bald die Kirche zu Grunde richten. Und es ist ihm leider! wiederholt gelungen viele Christen und ganze Länder vom Lebensbaum der Kirche loszureissen. Aber als er am Ende dieselben etwas genauer „erlesen," so hat er zu seinem großen Aerger gefunden, daß er eigentlich nur das „Abriß" und lauter wurmstichige Früchte und verdorrte Aeste habe und daß der Baum, den Christus gepflanzt, nachher nur um so schöner blühte und um so bessere Früchte getragen. Aber er gibt's auch jetzt noch nicht verspielt. Er hat noch einmal in neuester Zeit in's Horn geblasen und seine Getreuen zur Sammlung gerufen gegen die kath. Kirche. Und Legionen sind auf dem Kampfplatz erschienen, um den „Untergang der Kirche" aufzuführen. Die Rollen wurden vertheilt. Die Einen mußten lügen, daß es

selbst der alten Schlange darob grausen sollte. Dafür meldeten sich so Viele und so Gewandte, daß z. B. der „Eidgenoß" von Luzern nur noch als Trompeter und die „St. Gallerzeitung" als Marketenderin mitlaufen konnte. Andere mußten Geld und Mittel hergeben, um das Gelogene zu verbreiten. Da gab's schon etwas mehr Schwierigkeit; denn Geld ist immer Geld und Mancher, der sonst den Untergang der Kirche noch gern erleben möchte, gibts, doch lieber für Speis und Trank und gute Gülten. Hingegen wollte man den armen Teufel doch nicht im Stich lassen. Es bildeten sich Vereine und geheime Gesellschaften, welche sich anheischig machten, für die Finanzen zu sorgen. Ein drittes Korps mußte es übernehmen, der Kirche die Lebensadern zu unterbinden, ihre Güter und Stiftungen einzusacken und den Erlös zur Besoldung derjenigen zu verwenden, welche den Kampf gegen die Kirche mitmachen. Da mußte er nicht zweimal rufen; denn schon auf den ersten Ruf war die Truppe vollzählig eingerückt zum „Fassen" und zwar im Guttuch und nobel gekleidet. Einige hatten sogar Kronen auf dem Haupt, Ander wenigstes einen Nebelspalter. Wie hungrige Wölfe stürzten sie auf das Kirchengut und nahmen, so viel sie konnten. Eine vierte Heeresabtheilung mußte sich mit der Fabrikation von „Recht und Gesetz" nach „neuester Fason" befassen, um die katholische Kirche „an der Hand des Gesetzes" in ihrer segensvollen Wirksammkeit zu hemmen. Der Einfluß der Kirche soll aus der Schule, aus den Seminarien, aus der Familie, aus der menschlichen Gesellschaft, kurz aus allem Privat — und öffentlichen Leben gewaltthätig verdrängt werden. Auch da gab's einen gewaltigen Zuzug. Unter dem Schein des „selbergemachten Rechtes", mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt und natürlich das Gesetzbuch in der Hand drängten sie die Kirche allüberall zurück, wo sie nach ewig altem Recht zu wirken hat. Endlich haben auch viele Großen dieser Erde sich herbeigelassen, der Kirche Gottes die letzte Ehre zu erweisen; der Eine wollte ihr „in's End' läuten", der Andere ihr die Augen zudrücken, Andere wollten Leichenträger und Todtengräber sein; und Alle wollten sie — erben. Und jetzt? Ist sie nicht bald todt? Oder was ist des Jahre langen, gehäßigsten Kampfes Erfolg? Antwort: Ein allgemeines Konzilium zu Rom, großartig, wie die Welt noch Keines gesehen hat. An der Spitze einen großen Papst, umgeben von vielen Hunderten von Bischöfen aus allen Theilen der Welt, aus allen Sprachen und Nationen, ausgezeichnet durch Wissenschaft und Frömmigkeit, steht sie da vor der staunenden Welt und macht ihre Feinde und deren Höllenpläne zu Schanden und lehrt sie erkennen, daß sie noch nicht todt, sondern wie selbst ein gelehrter Protestant letztes Jahr geschrieben hat, die größte Macht auf Erden ist. Ihre Feinde aber stehen da, wie einst ein Todtengräber, von dem die Sage folgendes erzählt: Im Jahr 1357 wurde in der St. Apostelkirche zu Köln, als daselbst die Pest wüthete, Richmodis, Gattin des Ritter Mengis von Adocht scheintodt begraben. Der Todtengräber hatte bemerkt, daß sie einen goldenen Ring am Finger trug und meinte der nütze ihr nichts mehr und er könnte ihn auch brauchen. In der folgenden Nacht geht er heimlich zum Grab, zündet eine Laterne an und öffnet den Sarg. Als er ihr den Ring vom Finger nehmen will, erwacht sie aus ihrer Ohnmacht und richtet sich auf. Im Schreken läßt der Todtengräber die Laterne stehen und lauft davon. Sie aber steht auf und kehrt mit der Laterne in das Haus ihres Gatten zurück. Sie lebte noch viele Jahre und schenkte der Apostelnkirche ein selbstgesponnenes Fastentuch, das jetzt noch vorhanden ist. Die Sage meldet nichts davon, was der Todtengräber für ein schreckliches Gesicht gemacht habe, als er die Todgeglaubte leben sah; aber ich denke, er werde ungefähr so ausgesehen haben, wie die Feinde der Kirche, als der Papst ein Konzilium zusammenberufen hat. — Wenn's übrigens Einer nicht glauben will, daß die

kath. Kirche noch lange nicht am Sterben ist, der soll nur einmal nach Rheinpreußen gehen. Was da für ein reges, katholisches Leben ist! Alte Dome werden mit Aufwand von Millionen renoviert, neue herrliche Tempel werden erbaut. Tausende von Männern aus höhern und niedern Ständen machen öffentlich geistliche Exerzitien, tausende von Jünglingen tretten in Marianische Kongegrationen und empfangen, wenn das Schlachthorn ruft, gemeinsam die hl. Kommunion. Obwohl der König Protestant ist, so entstehen Jahr für Jahr neue Klöster der verschiedensten geistlichen Orden. Wo man einst aus Klöstern Fabriken machte, macht man jetzt aus Fabriken Klöster. Und nicht etwa bloß gemeine Leute sind eifrig katholisch, selbst Vornehme und vom hohen Adel schämen sich nicht, katholisch zu sein. In Köln war die ganze Stadt beleuchtet, als der Papst seine Jubelmesse feierte. Zwischen Köln und Koblenz hab' ich gerade oberhalb der Eisenbahn auf einem Felsen, genannt Appolinarisberg eine neue gothische Kirche gesehen, welche ein Graf ganz auf eigene Kosten erbauen ließ. Sie ist so wunderschön und so reich an meisterhaften Kunstgemälden, daß man sie mit Recht einen wahren Edelstein nennt. Wenn einmal Einer diese Reise macht, so soll er ja nicht unterlassen, in Remagen auszusteigen, um sie zu sehen; es wird ihn sicherlich nicht reuen. — Ein's hab' ich auch gesehen in Aachen, was man nur in der kath. Kirche sehen kann, nämlich einen geistlichen Orden, der sich mit der Pflege von unglücklichen Geisteskranken beschäftiget. Seit vielen Jahrhunderten besteht in Aachen die Gesellschaft der Alexianerbrüder, welche sich aus heldenmüthiger, christlicher Liebe zur Aufgabe gemacht, solche Unglückliche an Seel und Leib zu pflegen. Weil sie in einem geistlichen Orden leben, so können sie diesen Unglücklichsten aller Unglücklichen eine um so beßere und billigere Pflege zukommen lassen. Seit Kurzem haben sie außerhalb der Stadt auf einer kleinen Anhöhe, in prachtvollster, gesündester Lage, mit herrlicher Aussicht, eine neue, großartige Anstalt eröffnet und ihr den Namen Mariabrunn gegeben. Die väterliche Liebe, mit welcher diese guten Brüder die armen Geisteskranken pflegen, die Sorgfalt, die sie ihnen zuwenden und die heldenmüthige Geduld, mit welcher sie die Unarten dieser Unglücklichen ertragen, kann wahrlich nur die Religion einflößen. Im Winter sind sogar die Gänge des Hauses geheizt und es finden sich da schöne Blumen und singende Kanarienvögel, um das Gemüth dieser Kranken, wenn sie in den Gängen spatzieren, zu erheitern. Dort hörte ich einen Geisteskranken Klavier spielen, wie selten Einen; er war ein wahrer Virtuos. Dieser geistliche Orden hat sich bereits bis nach Amerika verpflanzt. — Jetzt darf man doch wohl fragen: wo ist ein Elend in der Welt, dessen sich die kath. Kirche nicht erbarmte? Gerade, als ich in Köln war, haben die Jesuiten den dortigen 600 Sträflingen geistliche Exerzitien gehalten und etwa 8 Patres haben mehrere Tage lang von Morgen bis Abend mit Beichthören derselben sich beschäftiget. Die Jesuiten haben, wie andere Orden überhaupt, in Preußen einen so großartigen Wirkungskreis, daß mir in den Sinn gekommen ist, der Teufel habe eigentlich einen dummen Streich gemacht, daß er sie aus der Schweiz vertrieben hat; denn was er dadurch in der Schweiz gewonnen, das verliert er durch sie mehrfach schon nur in Preußen wieder. Die ehemalige Schweizerprovinz derselben hat gegenwärtig noch einmal so viel Mitglieder, als damals, wo man sie aus der Schweiz vertrieben hat. —

So erhalte und segne denn Gott die heilige katholische Kirche in Preußen, wie allüberall, besonders in unserm theuren, lieben Vaterland! Mit diesem Herzenswunsch scheidet der Kalender von seinen Lesern und wünscht ihnen ein „gut's, glückhaftig's, neues Jahr." Gottes Gewalt und ehrenhafte Noth vorbehalten, kommt er das nächste Jahr wieder und zwar früh genug, daß man ihn bis zum Neujahr überall haben kann. Sollte er hie und da etwas grobhölzig erscheinen, nehmt's ihm nicht übel; s'ist so seine Art. Und nun Gott empfohlen!